
1,80 DM / Band 64
Schweiz Fr 2.- / Österr. S 15.-
Neuer Roman
BASTEI
SCIENCE FICTION
DIE TERRANAUTEN
Planetensterben
Oxyd -
das tödliche Geschenk
der Erde
Belgien F 34 / Frankreich F 5,- / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 80



von Erno Fischer

Oxyd - das tödliche Geschenk der Erde

Bis zum Jahr 2500 lenkten die Treiber, PSI-begabte Raumfahrer, die Sternenschiffe der Menschheit. Doch dann setzte auf Betreiben des machthungrigen Max von Valdec, des Vorsitzenden des über die Erde und ihr Sternenreich herrschenden Konzils der Konzerne, eine brutale Verfolgung der Treiber ein, und an Stelle der Treiberraumfahrt trat die Kaiserkraft als Raumschiffsantrieb. Doch die Kaiserkraft erwies sich als gefährlicher Fehlschlag. Sie stört das kosmische Energiegefüge und bringt die Völker der Milchstraße gegen die Menschheit auf.

Gegen die Kaiserkraft kämpft die Widerstandsorganisation der Terranauten, die aus den Reihen der verfolgten Treiber hervorgegangen ist. Nach einer Reihe von Erfolgen gelingt es den Terranauten unter der Führung des jungen Konzernerben David terGorden, mit dem Konzil einen Waffenstillstand auszuhandeln. Valdec wird entmachtet und muß von der Erde fliehen. Doch die Gefahr, die von der Kaiserkraft ausgeht, ist damit nicht gebannt. Längst hat ihr Gebrauch zu einer Verzerrung des kosmischen Energiegefüges geführt, deren Auswirkungen weit entfernt lebende Sternenvölker zu spüren bekommen.

Ein besonders gefährliches Überbleibsel der Experimente mit der Kaiserkraft ist der Asteroid Oxyd, der durch Transmitterversuche im Sol-System in eine verderbenbringende Energiesphäre verwandelt wurde. Oxyd wurde von dem Außerirdischen Cantos nach Weltraum II verbannt, aber der Asteroid wurde dort zur Gefahr für die Terranauten-Basis Rorqual, die erst im letzten Augenblick abgewendet werden konnte. Seitdem haben die Menschen Oxyd aus den Augen verloren. Aber der Asteroid zieht weiter seine tödliche Bahn. Und es leben Menschen in seiner Energiehölle – die Veränderten von Oxyd, die sich an ihre neue Heimat angepaßt haben. Aber auch die Veränderten können Oxyd nicht aufhalten, denn wo der Asteroid auftaucht, beginnt das PLANETENSTERBEN …

Die Personen der Handlung:

Queen Quendolain – Die ehemalige Gardistin wird unter dem Einfluß von Oxyd zu einem neuen Wesen, das lernt, wie schwer es ist, die alten Fehler des Menschen abzulegen. Erst die Beziehung zu Daktar hilft ihr, den Weg zu einem neuen Anfang zu finden.

Daktar – Der Terranaut entdeckt seine Liebe zu einer Queen und erlebt den »Gleichtakt« zweier Persönlichkeiten, aber auch er kann sich nicht völlig von den Schatten der Vergangenheit freimachen.

Somar Ellen-Ramus – Ein Gemeinschaftswesen aus einer Queen der Garden und ihrem Hauptmann, wie es nur unter den unglaublichen Bedingungen von Oxyd entstehen kann. Zwei Geister mit scharfem Verstand in einem einzigen Körper.

Oxyd – Der ehemalige Asteroid aus dem irdischen Sonnensystem ist zu einer Energiesphäre geworden, die eine Bedrohung des Universums darstellt und für die es keine Vergleiche gibt. Es scheint fast, als wäre er zu einem denkenden Wesen geworden.

Die Entität beobachtete. Dies war eine Aufgabe, die die Wesenheit keinem Volk einer unteren Zivilisationsstufe überlassen konnte. Es galt, einen Himmelskörper zu überwachen, der zwischen den Dimensionen pendelte und zu einer Gefahr für den ganzen Kosmos zu werden drohte.

Die Entität konnte nichts anderes tun, als beobachten, denn selbst ihre Kräfte reichten nicht aus, um etwas gegen die todbringende Energiesphäre zu unternehmen, der sie seit Monaten terranischer Zeitrechnung folgte. Die Sphäre war etwas absolut Widernatürliches, etwas, das es nach den Naturgesetzen dieses Weltraumes gar nicht geben durfte. Sie bestand aus halbstofflicher Weltraum-II-Energie, die sich gegen den Einfluß beider Welträume abgeschottet hatte und damit praktisch ein eigenes Universum bildete – ein Universum, das jede Normalmaterie, in dessen Nähe es kam, aufsog und transformierte.

Die Entität wußte, daß die Sphäre dieser tödlichen Energie nicht natürlichen Ursprungs war. Ein nach Maßstab der Entität halbintelligentes Volk, das sich in einem unbedeutenden Spiralarm der Milchstraße ein lächerliches Sternenreich aufbaute, hatte die Sphäre bei einem leichtsinnigen Experiment mit Weltraum II geschaffen. Erst der Vertreter einer Schwellenmacht hatte diesem Volk, das sich Menschen nannte, helfen können, diese Ballung entarteter Energien wieder loszuwerden. Aber bisher war es niemandem gelungen, die Sphäre zu vernichten.

Für die nächsten Zeiteinheiten stellte die Sphäre keine unmittelbare Bedrohung dar, da sie durch ein relativ sternenarmes Gebiet zog. Aber das würde sich ändern, denn sie kam dem galaktischen Zentrumsbereich immer näher.

Die Entität überlegte, ob man die legendäre Waffe der Uralten gegen die Sphäre einsetzen mußte. Aber auch ein Wesen wie sie schreckte vor diesen Gedanken zurück. Sie mißtraute dem »alten Leben« aus der Zeit vor der Zeit. Die Entität war entschlossen zunächst nur zu beobachten, denn auch in der Sphäre vollzog sich eine Entwicklung, die auch für die Entität überraschend war. Ihre Beobachtungsmöglichkeiten waren beschränkt, aber sie reichten aus, um ihr zu beweisen, daß in der Sphäre Leben aus dem Normalraum existierte. Schon allein die Existenz dieses Lebens war extrem unwahrscheinlich, aber bei dem Leben handelte es sich um Wesen aus jenem Sternenvolk, das für die Entstehung der Sphäre verantwortlich war. Ein Umstand, der die Entität in ein Gefühl versetzte, das menschlichem Staunen nicht unähnlich war. Bisher hatte die Entität

nur Verachtung und Ekel für die Menschen empfunden, doch jetzt galt es zu analysieren. Was waren diese menschlichen Wesen dort in dem Energieinferno – Gefangene, Wächter oder gar Beherrscher der, Sphäre? Sie trugen eine hohe Verantwortung und Schuld. Die Entität beobachtete …

*

Ich heiße Quendolain und habe mich verändert. Nein, nicht nur charakterlich. Ich war eine Queen, eine führende Kämpferin bei den Elitetruppen der Grauen Garden. Dabei war ich in der Lage, allein und ohne Waffe gegen zehn normale Kämpfer zu bestehen – ohne große Anstrengung.

Ob ich darauf stolz bin? Natürlich nicht! Ich lebe jetzt ein anderes Leben, in einem anderen Universum, und die Erinnerung erscheint so unwirklich, seit ich mich an die schillernden Farben meiner Umgebung gewöhnt habe … Halt, gewöhnt ist nicht der richtige Ausdruck. Sie wurden ein Teil von mir!

Die Erinnerung ist da, obwohl ich sie nicht mehr ganz begreifen kann. Ich sehe mich selbst an Bord meines Schiffes, der TERRA I. Während ich darüber nachdenke, verändern sich die Farben, tendieren zu ultramarin, um zu Konturen zu erstarren.

Ein Schattenbild aus der Vergangenheit.

Queen Quendolain, wie sie war und wie sie niemals wieder sein wird.

Zuviel ist inzwischen geschehen!

Es begann mit dem verhängnisvollen Transmitterexperiment im Asteroidengürtel. Summacum Homan, der verdammte wissenschaftliche Narr, wollte den Planetoiden Oxyd durch ein Kaiserkraft-Transmittertor schicken. Eines der Schiffe mit dem Feldprojektor an Bord war die TERRA I. Wir weckten Geister, die wir nicht zu bändigen vermochten. Die sich anbahnende Katastrophe riß uns mit in ihren Strudel. Wir gerieten mitten in die Geheimnisse von Weltraum II und wurden ein Teil des zweiten Raumes.

Meine Besatzung und ich veränderten uns und verloren sogar die operative Konditionierung, die uns zu seelenlosen Kampfmaschinen der Grauen Garden degradierte.

Und dennoch wurden wir nicht frei. Wir wollten dem Weltraum II entfliehen und gelangten nur in die Hände unserer ehemaligen Kameraden.

Nächste Station waren die Kerker von Luna.

Auf dem Höhepunkt der Katastrophe, als der entartete und ebenfalls von Weltraum II veränderte Planetoid Oxyd durch das Sonnensystem raste, um alles zu vernichten, einschließlich Erde, griff man auf uns zurück.

Die Veränderung war fortgeschritten, seit wir erkannt hatten, daß wir Teile von Weltraum II geworden waren.

Wir wurden mit anderen auf die Reise geschickt und landeten tatsächlich auf Oxyd.

Der Außerirdische Cantos rettete die Menschheit vor der teilweisen Vernichtung, indem er in letzter Sekunde Oxyd nach Weltraum II verbannte.

So rasten wir wieder durch Weltraum II und diesmal als Gefangene des entarteten Planetoiden, der inzwischen längst ein eigenes Universum bildete, weil er eine Synthese zwischen den Energien beider Welträume herstellte.

Rorqual, die Welt der Terranauten, war damals beinahe vernichtet worden.

Es war die zweite Gefahr einer Kollision gewesen.

Auch diesmal griff Cantos, der Außerirdische vom Planeten Genessos, ein. Er dirigierte unsere Bemühungen, gemeinsam mit den Terranauten von Rorqual Oxyd abermals zu versetzen – diesmal wieder nach Weltraum I. Eine Odyssee des Grauens.

Bei diesen neuerlichen Bemühungen ist etwas passiert, was ich nicht erklären kann.

Es gibt keine Zeit mehr für uns, keine Umgebung, sondern nur noch schillernde und zerfließende Farben und die Projektionen unserer Gedanken.

Und wir können nur miteinander in Verbindung treten, wenn es uns gelingt, Projektionsübereinstimmungen zu erzielen.

Inzwischen haben wir gelernt, das ein wenig zu steuern. Es muß uns gelingen, wieder in völligen Einklang mit den Energien von Oxyd zu kommen.

Es ist, als würde sich Oxyd für unseren Verrat rächen!

Weil wir gemeinsam mit den Terranauten gegen ihn gewesen waren, indem wir seine Energien dazu benutzten, ihn ein zweites Mal zu verbannen.

Ich weiß, es klingt irrsinnig, doch dieser Gedanke wird immer aufdringlicher und läßt sich kaum noch unterdrücken.

Ich verspüre den Wunsch, meine Augen zu reiben, mich lang auszustrecken, doch das geht nicht. Es existiert kein Körperbezug mehr, als wären wir nur noch Geistwesen, völlig eingegangen in die

skurrile Natur von Oxyd.

Doch jeder von uns wehrt sich dagegen. Bei den mehr oder weniger flüchtigen Kontakten hat sich das herauskristallisiert.

Es gibt einen schlimmen Verdacht: Die Energien von Oxyd haben unsere Wahrnehmungsfähigkeit zerstört, weil hier nichts so ist, wie es die menschlichen Sinne gewöhnt sind. Außerdem ging die letzte Veränderung so sprunghaft vonstatten, daß wir uns nicht so schnell anpassen konnten.

Wir wissen nicht, ob das Universum überhaupt noch existiert und ob wir bei der neuerlichen Verbannung nicht einen fatalen Fehler gemacht und eine universelle Katastrophe heraufbeschworen haben.

Spekulationen, mit denen ich mich beschäftige, die jedoch zu nichts führen, solange es keine Zusammenarbeit mit den anderen Verbannten gibt …

*

Es ist ein Fehler, ja, ein verdammter Fehler, denn ich bin überhaupt nicht Queen Quendolain! Ich bin Daktar, jawohl! Diese verfluchten Gedanken in meinem Innern, die überhaupt nicht von mir stammen und die Selbstidentifizierung so sehr in Frage stellen, überschwemmen sogar meine Empfindungen, bis sich in mir Zorn meldet. Ich möchte diese Gedanken vernichten, zertreten und …

Ich halte ein, denn die Erkenntnis ist da. Sie kam wie angeflogen, kaum, daß ich mich von den Gedanken Quendolains teilweise befreit habe.

Ich habe den Kontakt mit Quendolain gesucht. Wir hatten schon zweimal Kontakt. Wie lange ist es her? Sekunden oder Ewigkeiten? Ich wollte Kontakt mit ihr und tat alles, um ihn zu erreichen, weil ich genau wie Quendolain weiß, daß nur in Zusammenarbeit eine echte Chance steckt.

Dabei ist es geschehen.

Jawohl, Quendolain wurde ich, und ich wurde Quendolain. Der Zusammenschluß zweier verbannter Geister.

Ich darf mich unter keinen Umständen dagegen wehren.

Jetzt hat sie mich erkannt. Unsere Gedanken klingen zusammen, beginnen zu verschmelzen.

So ist es gut. Ich, Quendolain-Daktar, die Terranauten-Gardisten-Persönlichkeit.

Heiterkeit. Oh, das tut gut. Wir können nicht lachen, als würde das gegen die Gesetze dieses Universums verstoßen. Aber wir verspüren

Heiterkeit. Es ist ein winziger Schritt zum Menschsein. Wirklich, es ist ein einmaliges Erlebnis.

Kein Wunder, wenn man bedenkt, wie irrsinnig eine solche Kombination ist: Terranauten und Gardisten sind gewissermaßen »natürliche Feinde«. Die Gardisten sind Schergen des Konzils der Konzerne, das sämtliche von Menschen bewohnte Planeten beherrscht und selber wiederum von einem Mann mit Namen Max von Valdec beherrscht wird. Die Terranauten widersetzen sich dem Terror dieses Regimes.

Natürliche Feinde. Trotzdem sind wir beide eine Einheit.

Die jetzt wieder zu zerbrechen droht!

Wir gehen dagegen an.

Wir – ICH!

Ich muß die Sinnlosigkeit verbannen. Werden wir konkret, Freunde und Verbannte auf Oxyd. Schließen wir uns vollends zusammen. Mein Geist ist stark und ruft euch. Meine Gedanken funktionieren im perfekten Gleichtakt. Ich weiß nicht mehr, ob jetzt Quendolain oder ob Daktar, der Terranaut, dominiert. Es ist gleichgültig. Wenn ich darüber nachzudenken versuche, störe ich nur den Zusammenschluß.

Es ist eine Aufgabe, sich den anderen zuzuwenden und die Gedanken in das Chaos von Oxyd zu entsenden. Sie dringen in die Unwirklichkeit der schillernden Farben und der zerfließenden Konturen. Es ist die Umgebung des materialisierten Wahnsinns. Es ist Alptraum, Drogenrausch, Horrorvision. Es ist alles und es ist nichts. Es ist unbeschreiblich und nicht wahrnehmbar. Es zerstört den menschlichen Geist, und es erneuert ihn gleichzeitig.

Es ist Oxyd!

Und da sind sie. Ich sehe den Funken in der Hölle schwimmen und treibe darauf zu. Die Hölle umklammert den Funken, und ich erkenne in ihm das Leben.

»Wer bist du?«

Leises Kichern, das mich erschrecken läßt. Kein Mensch hätte diese Welt überlebt, doch unsere Gedanken funktionieren. Jedenfalls nahm ich das bisher an. Doch bei diesem Gefährten scheint der Wahnsinn Eintritt gefunden zu haben.

»Keine Sorge«, klingt es verzerrt zurück. Keine Stimme, wie man sie mit den Ohren hört. Es waren zwei Gedankenimpulse, die ich interpretierte, wie sie gemeint worden wären … Halt! Ich muß mich konzentrieren. Es ist wichtig, einen Zeitbegriff festzulegen.

Ich habe die Lösung! Ich habe die Lösung aller Probleme!

Der Funke in der Hölle schwimmt davon. Hiergeblieben! Ich habe

doch die Lösung. Willst du sie nicht hören?

Es hat keinen Sinn. Der Funke reagiert nicht.

»Halt!« Jetzt muß es klappen. Der Funke kichert und schwimmt näher heran. Dabei glüht er hell auf, als wolle er mich verbrennen.

»Ich fragte: Wer bist du?«

»Dabei schwang die Sorge mit, ob ich nicht inzwischen den Verstand verloren habe, nicht wahr? Ich spürte es. Was ist das eigentlich für eine Lösung, an die du dachtest? Ich bekam ein paar Gedankenfetzen mit.«

»Wir müssen es schaffen, ein inneres Modell zu konstruieren.«

»Wie bitte? Mein Lieber, jetzt beginne ich allmählich, an deinem Verstand zu zweifeln.«

»Sage mir erst: Wer bist du?«

»Warum?«

»Ein psychologisches Problem. Wessen Namen ich nicht kenne, der bleibt ein Fremder. Der Name ist der Code für das innere Modell.«

»Quatsch!«

»Herrjeh, so kommen wir nicht weiter. Du mußt mir zuhören und auf mich eingehen. Wie sollen wir jemals zusammenfinden, wenn du so reagierst?«

»In Ordnung, ich bin Somar-Ellen und Ramus!«

»Was?«

»Du hast schon richtig gehört«, schwärmte der Funke in der Hölle. »Wir haben uns sehr schnell gefunden. Der Einklang unserer Seelen, verstehst du? Ich las einmal die halbromantische, doch mit wissenschaftlichem Anspruch aufgestellte Definition des Begriffs ›Liebe‹.«

»Wer las es? Somar-Ellen, die ehemalige Queen, oder Hauptmann Ramus?«

»Spielt das denn noch eine Rolle?«

»Nein, eigentlich nicht. Genausowenig, wie die Titel Queen und Hauptmann. Doch sie gehören zum Identifizierungscode. Im inneren Modell ersetzt der Name eine ganze Person mit all ihrer Komplexität …«

»Langsam, nicht so hastig mit den Erklärungen. Erst einmal bin ich an der Reihe.«

»Nur zu!« gab Quendolain-Daktar zurück.

»Also, ich gebe es gekürzt und mit meinen eigenen Worten wieder: Triebfeder der Liebe ist der Fortpflanzungsinstinkt …«

»Ich dachte, da wäre auch ein wenig Romantik drin?« warf Quendolain-Daktar ein.

Der Funke in der Hölle ließ sich nicht beirren: »Der Mensch unterscheidet sich in einem wesentlichen Punkt von der übrigen belebten Natur: Er kultiviert, was er als Notwendigkeit erkannt hat – und er erkennt als Notwendigkeit, was ihm seine Instinkte vorschreiben. Anstatt seine Instinkte mit dem Intellekt zu überwinden, hebt er sie auf einen besonderen Sockel und pflegt sie. Tja, soweit das Unromantische. Es ändert sich noch, warte nur ab.

Zu den kultivierten Instinkten gehört das Töten, mit der Wurzel im Selbsterhaltungstrieb und seiner höchsten Vollendung in der volltechnisierten Zerstörung von anderem Leben im Zeichen des Krieges, genauso wie das positive Gegenteil: die Liebe! Sie ist geboren im Fortpflanzungswillen, dem zweitstärksten Instinkt des Menschen. Und er versteht es, auch diesen Trieb zu kultivieren. Aber nein, jetzt wird es doch zu lang. Ich wollte mich kurz fassen.«

Quendolain-Daktar war erleichtert. Es fiel ihm schwer, sich auf die Ausführungen zu konzentrieren.

Die LÖSUNG drängte danach, offenbart zu werden!

Der Funke in der Hölle begann, hin und her zu tanzen. Eine Störung der Konzentration?

»Ich bin wieder da«, drangen die Gedanken herüber. »Die Liebe ist der Versuch des Menschen, einen Einklang zwischen zwei Seelen zu erzeugen. Das ist nur möglich, wenn es vorher genügend Bereitschaft gibt und wenn die mentalitätsbedingten Unterschiede nicht zu kraß sind. Außerdem müssen unter allen Umständen umweltbedingte Störungen des Einklangs als solche erkannt und beseitigt werden. Die Folge des Einklangs ist weitgehende Harmonie und gegenseitige Ergänzung. Es ist die höchste aller Verbindungen, denn sie steht über der Mutter-Kind-Beziehung ebenso wie über freundschaftlichen Beziehungen, in denen automatisch Tabuzonen bleiben und den Gleichtakt verhindern. Allerdings ist der Geschlechtstrieb als Motiv nicht genug, weshalb vom Menschen in seiner Vorstellungswelt zunächst auch die rein biologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau deutlich gemacht werden. Es ist neben dem gefühlsmäßigen Motiv das intellektuelle Motiv: nämlich die Erkenntnis, daß Mann und Frau sich rein biologisch ergänzen und dies auch auf höherer Ebene anstreben sollen. Am Ende steht die Synthese zwischen der körperlichen Vereinigung und dem seelischen Gleichtakt …«

»Wobei der seelische Gleichtakt im Gegensatz zur körperlichen Vereinigung natürlich jederzeit stattfinden kann und auch in seiner Intension weniger starken Beschränkungen unterworfen ist!« meinte Quendolain-Daktar erheitert, obwohl es von den Ausführungen sehr

beeindruckt war.

Und dann kam die zweite Erkenntnis für es: Die anderen haben ebenfalls die Lösung, jedoch in anderer Form und ohne daß es ihnen bewußt wird!

*

»Jetzt seid ihr an der Reihe, Quendolain-Daktar!«

»Du hast uns erkannt?«

»Nicht sofort, aber das Rätsel war nicht schwer zu lösen. Was glaubt ihr, warum ich euch den Vortrag gehalten habe? Ihr habt den Gleichklang gefunden. Es gibt nur eine einzige Situation, in der dies in solcher Perfektion gelingen kann: Liebe!«

Es war die dritte Erkenntnis – und die schockierendste zugleich.

Weil weder Quendolain noch Daktar auch nur die geringsten Anzeichen dafür gesehen hatten, daß sie mehr füreinander empfanden, als es bei einer so verschworenen Gemeinschaft natürlich war.

»Seht ihr«, fuhr der Funke fort, »das ist der Fehler, den die anderen Menschen auch so gern machen. In einer Zeit, in der die körperliche Vereinigung als das Maß aller zwischenmenschlichen Beziehungen angesehen wird, verschließt man sich gern gegenüber der Wahrheit und erlebt die innere Vereinsamung in reinster Güte. Partnerschaft als menschliches Privileg sollte nicht allein von Instinkten abhängig sein, sondern auch vom Intellekt. Nur, wo beide für ein ausreichendes Motiv sorgen, kann eine funktionierende Partnerschaftlichkeit erzielt werden.«

»Tut mir leid, aber wir haben es nicht erkannt, weil wir in deinem Vortrag etwas anderes gelesen haben. Somit wären wir beim Thema, Somar-Ellen und Hauptmann Ramus. Wir sprachen vorhin vom inneren Modell. Philosophen, wie in vorderster Reihe der Grieche Plato, hatten den Gedanken, die Nachfahren von Sigmund Freud die Praxis: Der Mensch erlebt die Wirklichkeit nicht, wie sie ist, sondern als individuelle Interpretation. Das Gehirn ist ein unüberwindlicher Filter, der nur Bilder und Eindrücke an das Bewußtsein weiterleitet, die vorher gründlich bearbeitet wurden. Das innere Modell ist ein völlig vereinfachendes Abbild der äußeren Wirklichkeit. So kommt es, daß Ideologien von Fanatikern als eine Art Naturgesetz empfunden werden können, obwohl sie doch nur menschliche Gedankengebäude sind.«

»Das innere Modell?« sinnierte die Gemeinschaft von Somar-Ellen

und Hauptmann Ramus.

»Ja! Greifen wir zu einem Beispiel: Als was erscheinen wir euch?«

»Als ein ständig zerfließender und sich erneuernder Doppelschatten, der unentwirrbar miteinander verbunden zu sein scheint.«

»Und ihr seid der Funke in der Hölle!«

»Wie bitte?«

»Ihr seid genausowenig ein Funke, wie wir ein Schattenwesen sind. Trotzdem erscheinen diese beiden so unterschiedlichen Darstellungen mehr oder weniger konstant – als einziges in diesem Chaos, das wie der Wirklichkeit gewordene Irrsinn erscheint. Merkt ihr, worauf wir hinauswollen?«

»Ja, Quendolain-Daktar«, gaben die beiden erschüttert zurück. »Wir empfinden deshalb Chaos, weil wir noch kein inneres Modell geschaffen haben! So muß einem Baby die Welt erscheinen, wenn es zum ersten Mal die Augen öffnet und sich umschaut. Vorher bestand seine Welt aus Wärme, Dunkelheit, dumpfen, undefinierbaren Geräuschen, passiver Bewegung, ungelenken Zuckungen … Und jetzt das schreiende Chaos: blendende Helligkeit, ungedämpfter Lärm, Kälte, direkte, brutale Berührung. Und dann beginnt das Baby, alles zu verarbeiten, was sich ihm darbietet. Dabei helfen ihm Instinkt und Veranlagung. Das Chaos beginnt, sich zu ordnen, die sinnlosen Laute, die die Mutter von sich gibt, werden mehr und mehr zur verständlichen Sprache; man kann greifen und begreifen, sehen und entscheiden, hören und verstehen – und sich selber artikulieren.

Als Erwachsener trägt man ein fertiges Modell mit sich herum. Sobald man auf etwas trifft, was auf den ersten Blick fremdartig und neu erscheint, wird es sofort mit dem Modell verglichen und bekommt dadurch einen Stempel. Der Erwachsene merkt dabei nicht, daß er möglicherweise so stark vereinfacht, daß er Dinge über einen Kamm schert, die absolut nicht zusammenpassen – außer in seinem Modell, das an dieser Stelle offensichtlich einen Mangel aufweist. So assoziieren gewisse Leute Terranauten mit negativ, schießwütige Gardisten aber mit positiv – oder halt eben umgekehrt!«

»Und was sollen wir daraus lernen?«

»Wir haben die Chance, Oxyd zu erobern – wie ein Baby die Welt erobert. Und wir haben die Chance dazu, weil wir die Veränderten sind. Das ist eine Art Instinktersatz, der uns Werkzeuge zum Verständnis und zur konsequenten Anpassung in die Hand gibt. Wir haben gegenüber. Babies einen entscheidenden Vorteil: Uns sind die Zusammenhänge nunmehr bewußt, und wir sind wesentlich intelligenter!«

»Na, hoffentlich ist uns das alte innere Modell zum Verständnis einer vollkommen andersgearteten Wirklichkeit nicht im Weg!«

»Wir sollten es schaffen!«

*

Die Lösung ist faszinierend und abstoßend zugleich. Es ist einfach und angenehm, alles so zu akzeptieren, wie es einem vorkommt, und es ist furchtbar unbequem, mühsam und immer wieder zur Verzweiflung treibend, Erkenntnis zu suchen.

Aber wir haben uns entschlossen: Somar-Ellen, Ramus, Daktar und ich, Quendolain.

In einem haben sich die beiden geirrt: Vielleicht ist unser Motiv für die perfekte Einheit Liebe, doch diese Liebe ist längst nicht vollkommen, sondern muß noch wachsen. Die Einheit zerbrach, ehe sie richtig gelernt hatte zu funktionieren, während die Einheit von Somar-Ellen und Ramus nunmehr konstant bleibt.

Das war fast zu erwarten. Sie hatten auf Oxyd bereits in ihrer körperlichen Existenz zueinandergefunden – ein Vorgang, der auch nicht von heute auf morgen ging.

Damit wären wir bei der Zeit. Die Anpassung an und das Verständnis von Oxyd werden natürlich beträchtlich viel Zeit in Anspruch nehmen. Das sollte uns hingegen nicht schrecken. Wir haben keinen Zeitbegriff und können nicht unterscheiden zwischen Minuten oder gar Jahren. Es liegt daran, weil unser inneres Modell hier völlig versagen muß.

Mir erscheint es noch immer unvorstellbar, daß ich einmal etwas anderes sehen könnte als fließende und schillernde Farben und etwas anderes hören sollte, als meine eigenen Gedanken oder die eines Gefährten, mit dem mir der vorübergehende Kontakt gelang.

So muß auch ein Analphabet empfinden, wenn er auf die Schriftzeichen vor sich auf einem Blatt Papier starrt und sich bemüht, gewisse Gesetzesmäßigkeiten zu erkennen und den Sinn dieser eigenartigen Zeichen zu ergründen.

Wir haben den Nachteil, daß es keinen Lehrer gibt, und den Vorteil unserer veränderten Geister.

Ja, ein normaler Mensch wäre längst nicht mehr am Leben, doch Oxyd vernichtet uns nicht, sondern erhält unsere Existenz. Er ernährt uns sogar mit seiner Energie.

Deshalb ist die Konsequenz nur logisch, daß es für unsere Bemühungen einen Erfolg geben müßte.

Diese Welt ist nämlich keineswegs feindlich, sondern vielmehr friedlich.

Außerdem winkt eine besondere Trophäe am Ende unserer Anstrengungen:

Die neuerliche Beherrschung der Oxyd-Energien und damit vielleicht endlich eine Ortsbestimmung.

Wir wollen wissen, was passiert ist, nachdem die Superloge der Terranauten gemeinsam mit uns und auch mit Cantos Oxyd zum zweiten Mal den Raum wechseln ließ.

Es ist die Neugierde, dieser Urtrieb, der zur Forschung und zur Erkenntnis zwingt und der uns hilft, unsere Trägheit zu überwinden. Und wir sind entschlossen, den starken Trieb der Suche nicht in Belanglosigkeiten zu verschwenden und damit zu kompensieren, sondern im Gegenteil zu kultivieren – wie man die Liebe im Beispiel von Somar-Ellen und Ramus kultivieren kann, wenn auch normalerweise nicht in einem solch perfekten Maße der totalen Verschmelzung!

Ich konzentriere meine Gedanken auf das Problem, weil ich einen wichtigen Ansatzpunkt erkannt habe: Beginnt nicht auch das Kind die Welt zu begreifen, indem es fasziniert dem Spiel der eigenen Hände zuschaut, um viel später zu wissen, daß diese Hände in der Lage sind, Veränderungen zu bewirken?

Die Hände sind wie Antennen, die man ausstreckt, um Eindrücke zu sammeln. Dagegen sind die Augen eigentlich nur zweitrangige Ergänzungen – Hilfswerkzeuge für die Hände, um sie besser dirigieren zu können.

In der Tat: Begreifen ist eine Ableitung von Greifen!

Das ist der Grund, warum ich mir eine ausgestreckte Hand im Chaos vorzustellen versuche. Ich bin bescheiden und fange mit einer einzelnen Hand an.

Es soll meine eigene Hand sein.

Ich spüre keinen Körper und fühle mich vollkommen abgetrennt von Wirklichkeit und Dasein.

Die Hände müssen mir helfen.

Ein quirlendes Farbenspiel, das mich in seinen Bann zieht. Ich sehe deutlich Wirbel und tanzende Schatten. Etwas ragt vor mir empor, als wolle es mich erdrücken wie ein umkippender Berg.

Ich will schreien und kann es doch nicht, weil ich keinen Mund mehr habe.

Ich will fliehen, was mir niemals gelingt, solange es keine Beine gibt.

Ich will den Blick wenden, obwohl ich keine Augen besitze.

Der Schatten bleibt, verdrängt die schillernden Farben und senkt sich langsam auf mich herab.

Ich empfinde wahnsinnige Angst und bekämpfe sie nicht, weil der Schatten von meinem eigenen Geist produziert wird. Ich mache ihn noch drohender, noch erdrückender, noch gegenständlicher, damit er mich erschlägt.

Nein, damit ich die Hände hochreißen kann, um mich zu schützen! Ich muß. Ich muß! ICH MUSS:!

Ich muß die Hände hochreißen, um diesen gräßlichen Schatten abzuwehren, weil ich Angst habe, erschlagen zu werden.

Und ich reiße die Hände hoch.

Siehe da: Der Schatten ist zu stoppen. Er drückt gegen meine Hände, damit sie weichen und damit er mich doch noch erschlagen kann.

Es ist so anstrengend. Der Schweiß tritt mir auf die Stirn. Es ist ein furchtbarer Kampf, aber ich bin angetrieben von panischer Angst und nicht mehr in der Lage zu denken.

Der stärkste Instinkt ist der der Selbsterhaltung.

Ich will leben. Der verdammte Schatten wird mich nicht unter sich begraben. Ich halte ihn auf. Ja, ich bin stärker, als ich gedacht habe.

Die Hände schmerzen. Der Schatten ist kein Schatten, sondern rauher Fels. Ein riesiger Brocken, der sich nur deshalb dirigieren läßt, weil ich die Kraft dafür habe. Oder liegt es an der Gravitation? Nein, das kann unmöglich Erdschwere sein. Befinde ich mich nicht auf einem kleinen Planetoiden?

Kein Wunder, daß ich diesen Felsbrocken zu stemmen vermag.

Aber jetzt muß ich das Ding wirklich loswerden, sonst wird es doch noch gefährlich. Meine Arme beginnen bereits zu erlahmen.

Ich wende den Kopf, um mich zu orientieren.

Ich stehe auf einem Boden. Logisch, wo denn sonst? Meine Füße versinken knöcheltief im Staub. Kein Wunder, denn was sollte es auf einem Planetoiden anderes geben als Staub und Felsen?

Ganz leicht gehe ich in die Knie, um alle meine Kräfte zu mobilisieren. Und dann setze ich sie gegen den Felsen ein, der über mir aufragt.

Es klappt!

Ich öffne den Mund und jubele laut: »Es klappt!«

Der Felsen schwebt davon und wird wieder zum Schatten, den das Licht verschlingt, bis er ein Nichts ist. Ich stehe allein auf einer mit Felstrümmern übersäten, staubigen Ebene. Ja, ich bin allein. Da ist etwas in meinem Innern, das aufzubegehren versucht. Die Luft beginnt

zu flimmern.

Ich bekämpfe den Aufbegehrenden in meinem Innern, weil er mich nicht interessiert, sondern nur stört. Denn ich stehe auf dieser Ebene und möchte sie begreifen.

Sie flimmert leicht. Ich schließe die Augen.

Schwerkraft. Wie hoch ist die Schwerkraft? Wie auf der Erde oder wie auf einem kleinen Planetoiden?

Nein, wenn sie wirklich so gering wäre, wie ich zunächst vermutete, dann könnte es keine atembare Luft geben, und wenn ich die Lungen blähe, erlebe ich den Beweis, wie belebend diese Luft ist.

Sie erscheint nur ein wenig zu heiß und zu trocken.

Ich öffne die Augen wieder. Kein Wunder, daß die Luft so erscheint, denn das ist in einer Wüste ganz normal.

Vorsichtig setze ich einen Fuß vor den anderen.

Der Schwerkraft stimmt. Sie ist genauso wie auf der Erde.

Ich schüttele den Kopf. Eine verrückte Welt, auf die ich hier geraten bin. Eigentlich völlig widersprüchlich, doch verständlich, wenn man einmal ein Vergleichsmodell geschaffen hat und beginnt, alles schön säuberlich einzuordnen.

In Wirklichkeit ist das Vergleichsmodell nichts anderes als ein Schema oder – noch anschaulicher – eine Lochmaske! Wir legen sie auf die Welt und erkennen in den Löchern die vertrauten Motive. Das beruhigt uns. Egal, wie die Welt unter der Lochmaske auch aussieht: Wir leben in dem Bewußtsein, uns auszukennen, weil wir nur das Bekannte sehen.

Je älter wir werden, desto fester ist diese Ansicht verankert. Wir verlieren immer mehr die Fähigkeit, unsere Lochmaske hier und da etwas zu verändern, weil doch noch Neues hinzukommt, das man nicht so recht abdecken kann, weil es zu offensichtlich ist.

Und wenn es auch nur ein neuer Begriff ist, den man noch nie im Leben gehört zu haben glaubt, obwohl die anderen so tun, als würde er zum Alltag gehören.

Ein neues Wort, mit dem wir unseren vorher starren Sprachschatz bereichern!

Ich lehne den Kopf zurück und blicke in den Himmel, der noch immer ein Bild des Chaos ist. Jetzt weiß ich, daß es nicht so bleiben muß. Denn der Kreis hat sich geschlossen. Ich mußte einen kleinen Umweg beschreiten, um Kontakt mit meiner neuen Wirklichkeit zu finden. Es ist gelungen. Das Modell erschöpft sich zwar noch in Allgemeinplätzen wie staubige Wüste, gewohnte Schwerkraft, atembare Luft und meinem vertrauten Körper, aber ich will stets

bemüht sein, das Modell der Verinnerlichung flexibel und damit wandelbar zu erhalten, damit die Wüste mit dem angereichert wird, was wesentlich ist.

Mein Verständnis ist erst ein vorsichtiger Schritt auf dem Weg der Erkenntnis.

Der zweite Schritt muß der Kontakt mit den Gefährten sein.

Ich denke an Daktar, und mir wird warm. Das liegt gewiß nicht nur an der heißen Luft.

»Daktar!« rufe ich. Meine Stimme hallt über die Wüste. Ich glaube selbst nicht daran, daß sie Resonanz finden könnte.

»Daktar!« Ich werde übermütig und fange an zu tanzen.

»Daktar, du verdammter Terranaut, du, läßt man denn eine Dame allein in der Wüste herumstehen? Ich werde dich lehren, wie ein Gentleman zu handeln. Du ungehobelter Terranautenklotz, na warte!«

Ich tanze und bilde mir ein, Musik zu hören.

Es ist schön, die Füße über den staubigen Boden wirbeln zu lassen. Mein Körper ist durchtrainiert, und ich genieße das Gefühl, diesen Körper zu beherrschen. Mein Atem beschleunigt sich, aber auch das genieße ich. Ich spüre meinen Körper, ich kenne ihn, seine Schwächen, seine Stärken, und ich bewege ihn im Rahmen seiner Möglichkeiten.

Die Möglichkeiten sind berauschend. Mein Tanz wird immer wilder. Meine Füße wirbeln Steine davon. Sie kullern, als ob sie fliehen wollten.

Das reizt mich zum Lachen.

Ich lebe, weil ich atme. Ich denke, weil ich lebe. Ich tanze, weil ich mich freue.

Und ich rufe »Daktar!«, weil ich mich nach ihm sehne!

*

Da stand er, wie aus dem Nichts materialisiert, und so hatte Quendolain den Mann in Erinnerung: schwarzes Haar, das manchmal bläulich schimmerte, als krassen Gegensatz bleiche Haut – eine Folge der jahrelangen Einkerkerung in den Kerkern von Luna, wie Quendolain wußte –, gestählte Muskelpakete wie bei einem Modellathleten und graue Augen, die andere in ihren Bann schlagen konnten.

Daktar war eine bezwingende Persönlichkeit. Queen Quendolain auch. Obwohl sie aus zwei verschiedenen Lagern stammten, hatte Oxyd sie zusammengeführt.

»Du bist da!« freute sie sich.

Er wirkte verwirrt und betrachtete sie blinzelnd.

»Du bist da, denn ich sehe dich. Der Kreis hat sich endgültig geschlossen. Daktar, freue auch du dich. Die erste Runde ging an uns. Wir lernen rasch, die Wirklichkeit zu bewältigen. Ich weiß nicht, wieviel Zeit vergangen ist. Möglicherweise sind es Jahre oder auch nur Minuten. Sieh das Ergebnis.«

Sie machte eine umfassende Bewegung.

Daktar schien nicht begreifen zu können. Ja, sah er denn nicht, was Quendolain sehen konnte?

Quendolain ahnte, daß er zwar an ihren Gedanken teilhatte, aber noch immer das unwirkliche Chaos erlebte. Er hatte es nicht geschafft. Sie blieb die einzige.

Deshalb schritt sie leichtfüßig näher.

Seine Augen waren blicklos, sein Gesichtsausdruck wirkte entrückt.

»Daktar!« flüsterte sie mit zittriger Stimme. Sie hob die Hände und berührte zärtlich seine Wangen.

Sie spürte wieder die Hitze in ihrem Innern. Ihr Herz pochte. Das Verlangen nach Daktars Nähe wurde übermächtig. Sie umarmte ihn, klammerte sich an ihn wie eine Ertrinkende an einen Rettungsanker.

Ihre Gedanken gehörten nur noch ihm. Sie sehnte sich nach der Vereinigung – nach der körperlichen und nach der seelischen.

Daktar bewegte sich unbeholfen, als wüßte er gar nicht, daß er wieder einen Körper besaß. Die beiden fielen in den Staub und wälzten sich dort.

»Daktar!« raunte sie in sein Ohr. »Daktar, ich liebe dich!«

»Ich …« Er keuchte schwer. Da waren seine Gedanken. Quendolain griff danach, erst mit unverhohlener Gier, aber dann beherrscht, ja, zärtlich. »Ich dich auch, Quendolain!« Ihre Gedanken waren so vertraut. Der Rausch der Sinne packte ihn. Ihre Gedanken wurden zu seinen Gedanken. Das ganze Universum bestand aus ihnen.

Es gab kein Oxyd mehr, keine Vergangenheit, keine Zukunft. Nur noch sie beide und die Sehnsucht. Ihre Vereinigung war vollkommen, und sie schien Ewigkeiten anzudauern.

Bis die Ekstase ihren Höhepunkt erreichte.

Sie waren eins, fühlten gemeinsam und schrien es in die heißen Winde von Oxyd.

Das Glück hallte lange nach und stellte endgültig die Weichen für die Zukunft.

Quendolain und Daktar.

Sie flüsterten sich Zärtlichkeiten ins Ohr und spürten dabei die

vertrauten Gedanken des anderen und dessen körperliche Nähe.

Daktar erwachte in der Wüste auf dem staubigen Boden, mit seiner Geliebten in den Armen.

Ja, er war glücklich wie nie zuvor.

»Wir müssen auch an die anderen denken«, mahnte er leise.

Quendolain verschloß seinen Mund mit einem Kuß und lenkte seine Gedanken wieder auf gemeinsame Wege.

»Laß uns allein bleiben mit Oxyd, denn er ist ein stummer Zeuge. Als hätte ich ein Leben lang auf dich gewartet. Wie könnte ich so schnell genug von dir haben?«

»Mir ergeht es genauso!«

*

Der Rausch der Sinne ist verebbt, doch unsere Gedanken bewegen sich noch immer im Gleichtakt. Wir denken nach.

»Die anderen?« Wir stehen auf. Unsere Körper bewegen sich völlig synchron miteinander. »Wir müssen sie rufen und locken und zwingen, uns zu sehen. Es müßte zu schaffen sein.«

Die Worte verwehen im Wind. Wir blicken empor. Der Himmel ist noch immer Chaos. Es schreckt uns nicht. Man gewöhnt sich daran. Solange wir Oxyd kennen, ist er anders als alles, was wir vorher gesehen und erlebt haben.

Gemeinsam rufen wir nach den anderen. Der Wind nimmt unsere Rufe mit. Doch erst als wir es mit unseren Gedanken verstärken, gibt es die erste Resonanz: mit Somar-Ellen und Ramus.

»Ihr habt es geschafft?« kommt eine Stimme aus dem Nichts, »wirklich geschafft?«

Wir sehen sie nirgendwo, erkennen aber die Richtung, aus der ihre Gedanken kommen.

Die beiden sind uns vertraut. Ihre Konturen schälen sich aus dem Nichts. Die beiden Menschen entstehen vor uns in der Wüste. Ein gespenstischer und zugleich faszinierender Anblick.

Aber es gelingt nicht in der perfekten Weise wie beabsichtigt, denn nur Hauptmann Ramus wird deutlich. Somar-Ellen wirkt eher wie ein flüchtiger Schemen. Sie bleibt leicht durchsichtig.

Wir können es nicht verhindern.

»Kommt, seht durch unsere Augen!« laden wir sie ein und öffnen unsere Geister.

Somar-Ellen und Hauptmann Ramus zögern nicht. Sie vertrauen uns, weil wir Gefährten sind.

Sie sehen sich selbst.

»Was ist mit mir?« staunt Somar-Ellen, ganz kurz nur losgelöst von ihrem Partner.

Gleichzeitig stabilisiert sich ihr Körper.

Wir begreifen, warum das so ist, doch Somar-Ellen soll selber darauf kommen.

Und sie kommt darauf – gemeinsam mit Ramus: »Unsere Geister sind zu sehr miteinander verschmolzen. Einst bekämpften wir uns gegenseitig, weil wir uns gegen die Gefühle wehren wollten. Jetzt, da wir unsere Zuneigung nicht mehr leugnen, verschmelzen wir mehr und mehr zu einer Einheit. Dabei sind zwei Körper überflüssig. Wir nisten uns im Körper von Ramus ein, denn er ist stärker.«

Ein Phänomen besonderer Art. Daktar und ich wissen, daß wir diese Vollkommenheit nicht anstreben. Unsere Geister verschmelzen miteinander, doch unsere Körper bleiben getrennt funktionsfähig.

Wir beide lächeln uns an.

Ja, der gegenwärtige Zustand gefällt uns wesentlich besser!

Somar-Ellen und Ramos bemerken etwas. Wir haben es versäumt, rechtzeitig unsere Gedanken zu verschleiern.

»Wir helfen euch beide, wieder körperlich zu werden, indem ihr die Wirklichkeit erarbeitet.« Das schlagen wir vor. »Und dann wenden wir uns gemeinsam den anderen zu. Wir sind insgesamt vierzig. Alle müssen zu einem neuen Verständnis ihrer Umgebung finden. Dann erst ist die Veränderung endgültig.«

»Was kommt danach?«

Wir deuten zum Himmel.

»Dort oben ist die Antwort. Wir haben keine Ahnung, was sich außerhalb von Oxyd befindet. Das müssen wir gemeinsam erarbeiten. Wir müssen unsere Fühler nach draußen ausstrecken, um zumindest die gegenwärtige Position von Oxyd zu erfahren. Auch brauchen wir Informationen darüber, was inzwischen geschehen ist.«

»Also gut, fangen wir an. Wir sehen durch euch unsere Körper und auch die Umgebung. Vermittelt uns euer inneres Modell, damit auch wir in die Wirklichkeit finden. Wir werden es wie ihr als Fundament für eine Erarbeitung des Wahrnehmungsverständnisses benutzen.«

Daktar und ich. Oder muß ich sagen, Quendolain und ich? Wir sind eins, als wir die telepathische Kommunikation vertiefen und versuchen, unsere Gedanken im Gleichklang mit den anderen fließen zu lassen.

Es gelingt zum Teil. Wir sind Schicksalsgefährten und haben uns alle durch Oxyd verändert, doch diese vollkommene Verbindung kann

nicht von Dauer sein.

Es ist ähnlich wie bei einer Treiberloge. Wir schließen unsere Geister zusammen und vereinen unsere PSI-Kräfte. Unsere Gemeinsamkeit ist das erstrebungswerte Ziel. Es rückt näher und wird erreicht.

Das innere Modell ist fertig.

Hauptmann Ramus steht auf der steinigen und staubigen Ebene und genießt es, wieder zu leben und mit seinen Sinnen zu empfinden.

Somar-Ellen bleibt ein Schemen. Sie mutet an wie ein Nebelstreif, der über ein Sumpfloch schwebt, von der Morgensonne angestrahlt.

Ramus sieht uns an und kommt ein paar Schritte auf uns zu. Der Schemen flattert hinter ihm her.

Unsere Gedanken sind jetzt nicht mehr vereint. Das ist auch gut so. Wir können unser Erschrecken verheimlichen.

Ramus ist nicht mehr Ramus, denn sein Körper ist von zwei Geistern beseelt.

Ein neues Wesen?

Erst wenn der Schemen vollends verschwunden ist, hat die Vereinigung wirklich Bestand.

Wir glauben nicht, daß es lange auf sich warten läßt.

Wir lösen unsere Gedanken voneinander, Daktar und Quendolain – Quendolain und Daktar.

Augenblicke grenzenloser Einsamkeit, aber dann wieder das Gefühl: Der andere ist mir nahe, auch wenn wir nicht im Gleichtakt denken.

»Willkommen auf dem neuen Oxyd!« ruft Ramus euphorisch.

Wir werden den Namen Somar-Ellen nicht mehr nennen, das ist gewiß. Warum auch? Ramus bleibt als Code für diese neue Persönlichkeit, denn der Name paßt zu dem sichtbaren Körper, der sich ebenfalls nicht verändert hat.

Die Art von Veränderung, die sich vor uns vollzieht, bleibt weitgehend unsichtbar – zumindest für die Augen …

*

Zu dritt schritten sie über die Ebene. In der Ferne kauerten Bergriesen wie sprungbereite Giganten. Die drei Veränderten hatten keine Ahnung, wie sie ihre Gefährten finden konnten. Gewiß waren sie über Oxyd verstreut.

Ihre Gedanken lauerten in der Luft ringsum. Selbst wenn jetzt einer der Gefährten in der Nähe weilte, konnten sie ihn erst sehen, wenn er ihnen bewußt wurde.

Und dann spürten sie es: eine Gruppe von vier Gefährten, die sich gegenseitig um Kontakt bemühten. Der Kontakt war noch unvollständig. Ramus und Quendolain versuchten, die vier zu orten. Daktar hielt sich mit seinen PSI-Kräften zurück. Er wollte es nicht riskieren, die vier bei ihrer gegenseitigen Kontaktaufnahme zu stören. Gewiß war es besser, wenn sie sich erst danach bemerkbar machten.

Er teilte seinen Begleitern den Vorschlag mit. Sie akzeptierten lautlos.

Und dann hatten sie die vier Gefährten geortet. Prompt entstand ein Flirren in der Luft. Vier Schemen, die dem von Somar-Ellen ähnelten. Helle Schatten, die ein Eigenleben besaßen.

Um wen handelte es sich eigentlich?

Sie konnten es nicht herausfinden. Die Gedanken der vier erschienen fremd.

Lag es daran, weil sie sich bereits an Oxyd angepaßt hatten, in dieser neuen Phase, und sich dadurch von allen anderen unterschieden?

Das war eine Möglichkeit, die noch auf den Beweis harrte.

Und dann war der Kontakt zwischen den vier perfekt. Sie tauschten Erfahrungen aus, aber da gab es im Grunde nicht viel auszutauschen. Jeder erlebte das Chaos auf seine Weise.

Ramus, Quendolain und Daktar schickten ihre eigenen Gedanken. Sie gaben sich zu erkennen.

Erstaunen war die Antwort.

Und dann erklärten sie die Funktion eines inneren Modells als wichtigste Hilfe bei der Umweltbewältigung.

Quendolain schloß: »Wir sind vor dieser Phase der Anpassung wie Autisten, ohne Kontakt mit der Umwelt. Diesen Kontakt müssen wir über unser Modell erarbeiten. Der autistisch Erkrankte ist in der Regel nicht mehr dazu in der Lage, weil sich sein Gehirn durch ein falsches Modell krankhaft verändert hat. Sein inneres Modell steht konträr zur Wirklichkeit und ist keineswegs eine Vereinfachung. Je mehr sich das konträre Modell vertieft hat, desto fortgeschrittener ist der Autismus. Am Ende steht die vollkommene Absage an die Wirklichkeit mit der Flucht in endgültige geistige Umnachtung. Der Kranke muß künstlich ernährt werden. Seine Sinne sind regelrecht abgeschaltet.

Auch bei uns besteht diese Gefahr – wenn wir zum falschen Modell greifen!«

Die vier konterten: »Aber ihr habt bereits ein gemeinsames Modell entwickelt. Besteht nicht die Möglichkeit, daß es eine Fehlinterpretation ist? Das wäre eine Art Gruppenwahn und alles

andere als die Eroberung der Umwelt durch Verständnis.«

»Wie kommt ihr darauf?«

»Weil euer Oxyd zu sehr einer normalen bewohnbaren Welt gleicht! Ihr habt sozusagen ein irdisches Muster entwickelt – und prompt verliert Oxyd für euch an Fremdartigkeit. Vergleicht doch mal das Bild, das sich euch darbietet, mit dem Chaos, das ihr vorher erlebt habt! Der Unterschied ist zu groß, denn die Umgebung ist zu vertraut. Ja, sie erscheint so gewöhnlich, daß ich mich wundere, wieso ihre Wahrnehmung nicht von allein erfolgt, denn wir brauchten doch nur unser gewohntes Modell anzuwenden.«

Ein Aspekt, der Quendolain und ihre Begleiter zutiefst erschütterte.

Quendolain wußte Rat. »Falsch!« behauptete sie. »Dieses Modell hier ist nur der Beginn. Wir interpretieren, was unserem Verständnis am besten entspricht. Wie der Farbklecks beim Psycho-Offizier, wenn du weißt, was ich meine. Man bekommt einen Klecks hingehalten und muß versuchen, ein Bild darin zu erkennen. Natürlich ist da überhaupt kein Bild. Es entsteht erst in unserem Kopf. Und dann erscheint alles ganz eindeutig: Der Klecks verwandelt sich sehr schnell in eine vertraute Figur. Wir haben einen ähnlichen Weg beschritten. Zwar sehen wir eine wüstenähnliche Ebene mit Bergen am Horizont, doch diese Ebene ist zweifelsohne nicht existent. Es gibt etwas Ähnliches, das wir so interpretieren, wie wir es jetzt empfinden. Wäre unser Modell falsch und lediglich ein Wahn, wäre es mit Sicherheit perfekter. Beispielsweise könnten wir alle unseren Gefährten sehen und würden nicht merken, daß wir uns in unserem Gruppenwahn von ihnen immer mehr entfernen, bis jegliche Kontaktaufnahme unmöglich wird.

Denkt an den Autismus. Er ist die totale Verinnerlichung. Autisten reagieren auf jede Störung aggressiv. Jemand, der sich mit ihnen beschäftigt, wird als Eindringling in ihre Welt empfunden und bekämpft. Die Kranken zerstören sogar Gegenstände, die ihnen nicht passen. Bleiben sie im fortgeschrittenen Stadium ohne Aufsicht, zerstören sie sich selbst, weil sie keinen Schmerz mehr empfinden können. Die totale Abkapselung auf einer niedrigen Bewußtseinsebene.

Was du uns vorwirfst, wäre nichts anderes als praktizierter Autismus einer ganzen Gruppe. Aber könnten wir uns dann mit euch unterhalten?«

Die vier waren überzeugt und gaben ihren Widerstand auf. Durch die Augen von Quendolain und ihrer Begleiter sahen sie Oxyd und lernten ihn zumindest in den Grundzügen begreifen – ihn und sich

selbst!

Allen blieb deutlich, daß es sich lediglich um ein Grundmodell handeln konnte, denn es gab noch immer eine Menge Ungereimtheiten – bei aller augenscheinlichen Vertrautheit der Umgebung.

Beispielsweise benötigten sie keinerlei Nahrungsaufnahme. Es kam trotz der trockenen Hitze niemals das Gefühl von Durst auf.

Eigentlich ein Phänomen, das sie von früher kannten. Die Energie von Oxyd ernährte sie, seit sie ein Stück von ihm geworden waren.

Dieser Zustand war erhalten geblieben, sonst wären sie längst umgekommen.

Zu acht setzten sie den Weg fort.

Zu acht?

Quendolain schaute sich nach dem Schemen von Somar-Ellen um. Sie konnte den Schemen nirgendwo mehr sehen. Die ganze Zeit war er Ramus wie ein leuchtender Schatten gefolgt.

Sie schickte Ramus einen Gedankenimpuls, der sofort verständen wurde. Ramus gab zurück: »Es ist vollbracht!«

Er war so überwältigt von diesem Augenblick, daß Quendolain sich schleunigst zurückzog. Ihre Gedanken tasteten nach Daktar und erzählten es ihm. Ihre Hände berührten sich dabei. Es war, als würde ein schwacher und deshalb angenehmer Strom von einem zum anderen fließen.

»Jede Partnerschaft ist anders«, flüsterte Daktar und hauchte seiner Geliebten einen Kuß auf das Ohr. »So verschieden, wie es die Menschen sind.«

»Hauptsache, sie sind glücklich in diesem Zustand der ewigen Verbundenheit.«

Daktar lächelte verschmitzt. »Also, mir wäre das zu platonisch.«

Sie verzog das Gesicht. »Ich möchte wissen, wer diesen Ausdruck geprägt hat. Ich glaube, man tut diesem Plato damit sehr unrecht.«

Daktar wußte, daß ihr Ernst nur gespielt war. Ihre Lippen fanden sich, bis Quendolain ihm in die Rippen boxte.

»He, vergiß nicht, wir haben noch etwas vor.«

Daktar legte seinen Arm um sie. Verliebt gingen sie weiter.

Ihre Gedanken mußten wieder auf die Aufgabe gelenkt werden, die sie sich gemeinsam mit den anderen gestellt hatten. Es fiel ihnen schwer.

Quendolain verspürte ein wenig Verwunderung über sich selbst.

Es ist, dachte sie, als hätte ich in dieser dritten Phase meiner Verwandlung wieder zum Menschsein gefunden. Kein Wunder, daß

ich mich wie ein verliebtes junges Mädchen fühle. So muß es Ramus und Somar-Ellen zu Beginn ergangen sein, nachdem sie ihre Gardistenkonditionierurig überwunden hatten.

Daktar drückte sie fest. Er hatte ihre Gedanken belauscht.

Sie lächelte ihn an.

»Du kannst so alt sein, wie du willst: Wenn du dich verhebst, wirst du wieder jung! Und die, die verliebt bleiben, werden niemals alt. Daran wirst du sie erkennen.«

Sie lachte hell, ehe sie sich an ihre eigene Warnung erinnerte: Sie waren nicht allein!

Es war der Augenblick, in dem sie weitere versprengte Gefährten fanden …

*

Sie hatten so etwas wie ein Zeitgefühl entwickelt, obwohl es auf Oxyd weder Tag noch Nacht gab. Der Himmel blieb immer hell.

Das erschwerte es die Zeit abzuschätzen, die vergangen war, seit sie sich auf die Suche gemacht hatten.

Quendolain nahm an, daß die ganze Prozedur, einschließlich der notwendigen Erholungspausen, mindestens fünf normale Erdentage gedauert hatte. Am Ende waren sie alle versammelt: vierzig Leidensgefährten!

Alle wirkten anders als vor dem Bilden der Superloge. Sie wirkten wieder wie Menschen!

Eine Folge der Interpretation nach dem gemeinsamen Modell zur Verinnerlichung? sinnierte die ehemalige Queen. Ja, äußerlich sind wir wieder normale Menschen, aber unsere Psyche und unsere Fähigkeiten? Die Energien von Oxyd sind noch immer mit uns.

Sie erinnerte sich deutlich an ihre letzte gemeinsame Arbeit. Die vierzig setzten sich zusammen und ließen ihre PSI-Potentiale ineinanderfließen. Die Kräfte von Oxyd, den sie nach der Verbannung nach Weltraum II nur noch Phönix nannten – in Anlehnung an den Göttervogel in der Sage –, wurden von ihnen geweckt und moduliert.

Der Kontakt mit der Superloge der Terranauten auf Rorqual, dem Planeten in Weltraum II und damals noch Hauptstützpunkt der Terranautenvereinigung, wurde in der Erinnerung noch einmal durchgespielt. Wie ein Film liefen die Ereignisse noch einmal ab: Die Superloge teilte ihnen ein Bild vom System Rorquals mit. Sie sahen, was mit Oxyd geschah: Das flammende Fanal, als das er erschien, erlosch allmählich, weil die Gemeinschaft der Veränderten die

Energien band. Das Energiefeld blähte sich auf und drohte zu zerplatzen. Aber dann zog es sich wieder zusammen.

Oxyd wurde zu einer Art Schwarzem Loch, das alle auf ihn einströmenden Energien verschlang und einem einzigen Zweck zuführte: Weltraum II zu verlassen!

Die Veränderten wußten nicht, wo Sie herauskommen würden und was sie erwartete. Es war zweitrangiger Natur. Sie mußten es einfach schaffen.

Und sie schafften es!

Die Superloge übermittelte ihnen weiterhin, was von außen sichtbar wurde.

Sekundenlang verdunkelte sich die namenlose Sonne von Rorqual, die beinahe ein Opfer von Oxyd geworden wäre. Finsternis warf einen schwarzen Mantel über die Welt. In diesen Mantel fraß sich ein glühendes Loch, das sich rasch ausbreitete.

Die Ränder wirkten fransig, während im Innern, im Zentrum des Lochs, das Licht von ungezählten Sternen schimmerte: Weltraum I!

Dieses Bild nahmen die Veränderten von Oxyd mit sich, als sie gemeinsam mit ihrer unbeschreiblichen Welt verschwanden.

Der Kontakt mit der Superloge auf Rorqual riß ab.

Und dann waren da nur noch Vergessen und Nichts!

»Wir haben zu uns selbst zurückgefunden und eine neue Phase der Anpassung mitgemacht«, murmelte Quendolain vor sich hin. »Die Geschichte von Oxyd ist leider noch nicht beendet. Sie hat eine Fortsetzung erfahren.

Leider? Wie kann ich das sagen, denn ansonsten wären wir unweigerlich tot. Aber dann wäre Oxyd keine Gefahr mehr. Wir mußten uns erneut anpassen, weil auch Oxyd anders geworden ist. Damit ist seine Unberechenbarkeit gewachsen.«

Sie sah sich um. »Es wird Zeit, daß wir uns um die Ortsbestimmung kümmern.«

Quendolain erinnerte sich an noch etwas: Sie war die Führerin der Veränderten gewesen. Irgendwie kam ihr dieser Gedanke fremd vor. Sie konnte sich kaum noch vorstellen, daß sie einmal eine Queen der Grauen Garden gewesen war.

Sie schickte Daktar einen Blick. Er hatte sie beobachtet.

Kaum merklich nickte er ihr zu. Auch Daktar war ein Führer gewesen, ehe sich ehemalige Gardisten und die Treiber und Terranauten zusammengeschlossen hatten.

Denn die Veränderten von Oxyd rekrutierten sich zum großen Teil aus ehemaligen Kerkerhäftlingen, Treibern, deren Gehirne man noch

nicht operiert hatte, um ihnen ihre PSI-Fähigkeiten zu nehmen.

Daktar und Quendolain würden zusammenhalten. Daktar würde seine Partnerin in der Führung der Veränderten unterstützen.

Doch Quendolain wollte sich nicht einfach wie früher zur Befehlshaberin machen. Es war wichtig für sie, im Auftrag aller zu handeln.

»Hört her!« rief sie über die Köpfe der Versammelten hinweg.

Alle blickten in ihre Richtung. Die Gespräche verstummten. Eigentlich hatten sie nur noch auf das Ende der Pause gewartet.

»Wir brauchen neue Erkenntnisse. Es nutzt uns wenig, wenn wir hier ein neues Leben beginnen, das bald enden kann, falls Oxyd mit einem Stern kollidiert. Deshalb müssen wir uns informieren. Tun wir es wie gewohnt, indem wir uns zu einer Superloge zusammenschließen! Aber jede Loge braucht ihren Meister. Vorher war ich es. Hiermit möchte ich wissen, ob ich diese Rolle weiterspielen soll oder ob ihr einen neuen Logenmeister wählen wollt.«

Schweigen antwortete ihr. Sie schickte einen hilfeheischenden Blick zu Daktar. Er lächelte nur aufmunternd.

»Abstimmung!« sagte Quendolain knapp. »Wer hätte einen Kandidatenvorschlag?«

Sie tasteten sich gegenseitig mit den Blicken ab. Keiner wagte es, in die Gedanken des anderen einzudringen.

Quendolain fuhr fort: »Wer ist gegen mich?«

Noch immer keine Meldung. Gegenseitiges Belauern, als hätte jeder Angst vor der Entscheidung.

»Wer ist für mich?«

Ausnahmslos hoben sich die Arme. Nur einer nicht: Daktar! Doch niemand nahm daran Anstoß. Sie hatten längst begriffen, wie es um die beiden stand. Daktar brauchte nicht zusätzlich seine Verbundenheit mit Quendolain zu bekunden.

Als sie ihre Arme wieder sinken ließen, meldete sich Centurio Claudette zu Wort: »Wie könnten wir uns eine bessere Queen wünschen? Sie hat uns mit ihrer Psychologie gelehrt, den neuen Oxyd zu begreifen und zu uns selbst zurückzufinden, ehe wir dem Wahnsinn anheimfielen. Ihr verdanken wir unser Leben und unseren gesunden Verstand.«

Allgemeiner Jubel brach aus.

Quendolain war peinlich berührt. Sie mußte sich mühsam beherrschen. Sie war keine Queen mehr und wollte keine mehr sein. Sie würde ihre Führungsrolle auch nicht wie eine Queen wahrnehmen,

sondern in Partnerschaft mit allen.

Sie wollte bestenfalls eine Koordinatorin sein, weit entfernt von der Rolle einer Befehlshaberin.

Daktar streichelte ihre Schultern und sah ihr in die Augen.

Sie erwiderte seinen Blick und ließ ihn an ihren Gedanken teilhaben.

»Ich sollte einen Termin festlegen, Daktar, wann wir mit der Logenarbeit beginnen.«

»Warum wartest du nicht damit?«

»Was sollten wir zuerst tun?«

»Vielleicht ein neues Zuhause finden? Oder fühlst du dich auf dieser nackten Ebene wohl?«

Sie lächelte. »Natürlich nicht.«

»Die Menschheit entstand in Höhlen. Warum sollten wir als Kinder dieser Menschheit nicht in Höhlen zurückkehren?«

»Eine ausgezeichnete Idee. Vielleicht gibt es dann wieder eine Gelegenheit, allein zu sein! Armer Kerl, schließlich sind wir seid Tagen von anderen umringt.«

»Wieso bedauerst du mich?«

»Du hast recht, denn ich leide genauso.«

Sie küßten sich kurz. Dann wandte Quendolain sich wieder an die Versammelten: »Hört meinen Vorschlag: Wir ziehen zu den nahen Bergen und suchen uns einen Lagerplatz, von dem aus wir operieren können.«

Alle stimmten zu. Die Gruppe der vierzig Gefährten setzte sich in Bewegung.

Daktar deutete mit dem Daumen auf Ramus.

»Die beiden sind zu beneiden. Die kann kein Mensch beobachten.«

*

Der Weg war weit und beschwerlich. Als sie den Bergen näher kamen, wirkten sie wie Pappkulisse. Eine deprimierende Erkenntnis.

Der Eindruck verschwand erst, als sie die ersten Ausläufer erreichten. Sie klopften gegen die großen Felsbrocken, die anscheinend ein Riese hingewürfelt hatte. Sie waren stabil und so schwer, daß man sie nicht bewegen konnte.

Erleichtert gingen sie weiter. Keiner verschwendete einen Gedanken daran, was sich wohl hinter den Bergen befand. Das Nichts? Eine unwichtige Frage, der man sich erst zuwenden konnte, wenn das Wichtigste erledigt war.

Quendolain dachte kurz an die Bedeutung der Berge im Aberglauben. Wem es schlechtging, der sah hinter den Bergen das gelobte Land. Wem es gut erging, der fürchtete sich vor einer Gefahr, die hinter den Bergen lauerte.

Die Eigenschaft des Menschen, das Unbekannte nach Wunsch zu beurteilen, ist sehr ausgeprägt. Sie ist auch uns Veränderten noch zu eigen. Ein weiterer Beweis dafür, daß wir wieder mehr zum Menschsein zurückgefunden haben. Darf dies zu der Hoffnung Anlaß geben, daß die Reise des Todesasteroiden endlich vorbei ist?

Daktar störte ihre Gedankengänge: »Ich hoffe, daß wir wirklich einen guten Platz finden, an dem wir uns niederlassen können, sonst sehe ich schwarz.«

»Inwiefern?«

»Noch haben unsere Gefährten Hoffnung, doch der Mensch braucht einen Halt – etwas, das ihm Sicherheit und vielleicht auch das Gefühl von Geborgenheit gibt. Es war die Triebfeder der Nomaden, die ein Leben lang danach suchten, ohne es zu finden. Es war auch das Motiv für die ersten Menschen, die seßhaft wurden.«

»Warum sollte es in diesen Bergen keine Höhlen geben?« fragte Quendolain. »Du neigst zum Pessimismus?«

Daktar wiegte bedenklich den Kopf. »Ich weiß nicht recht. Weißt du, hier ist alles zu friedlich, zu beschaulich. Sanfter Wind streicht über die kahle Ebene. Die Berge erscheinen wie ein Zufluchtsort und wirken überhaupt nicht mehr wie billige Kulisse. Möglicherweise warten die Höhlen schon auf uns – fertig bewohnbar!«

»Ich verstehe deine Skepsis noch immer nicht, Daktar. Alles, was du sagst, müßte dich eher zum Optimismus bewegen.«

Er ballte die Hände zu Fäusten und stieß hervor: »Ich traue dem Frieden nicht.«

»Vergiß dein Terranautendasein, bis es an der Zeit ist, die Erinnerungen daran wieder hervorzukramen, Daktar. Hier brauchst du nicht gegen Feinde zu kämpfen, weil es keine Feinde gibt. Oxyd birgt nur uns als Leben. Sonst nichts.«

»Bist du wirklich sicher? Wir haben die Gefährten aus dem Chaos in diese Oase gelockt. Das ist uns gelungen. Und wenn bei der Irrfahrt des Asteroiden Wesenheiten aus Weltraum II hergerieten? Denk daran, was wir früher erlebt haben. Es könnte sein, daß …«

»Schluß jetzt, Daktar! Du erzeugst auch in mir ein Gefühl der Unsicherheit. Aber das darf nicht sein. Solche Spekulationen können in der Gruppe eine Panik beschwören. Und was dann? Unsere Aufgabe ist zunächst, einen guten Lagerplatz zu finden, möglichst Höhlen, die

wir beziehen können. Und dann schließen wir uns zu einer Superloge zusammen und versuchen, eine Ortsbestimmung durchzuführen.«

Daktar machte eine umfassende Geste. Sie sah in seine Augen und erkannte darin, daß es ihm Ernst war.

»Oxyd ist eine Todesfalle – auch für uns. Wir sind auf ihm gestrandet und können ihn nicht mehr verlassen. Wie denn auch? Und jetzt wirkt er gar nicht mehr wie ein vergleichsweise kleiner Asteroid, sondern vielmehr wie ein ganzer Planet. Kann es sein, daß er auf die Größe der Erde angewachsen ist? Oder ist alles nur reinste Täuschung unseres neuen Wahrnehmungsvermögens? Selbsttäuschung?«

»Die wahrgenommene Wirklichkeit ist immer nur Täuschung!« belehrte Quendolain ihn. »Das solltest du so gut wissen wie ich.«

»Quendolain, Liebling, verstehst du denn überhaupt nicht, was ich von dir will?«

»Nein!« gab sie zu.

»Wir müssen Wachen aufstellen, müssen ständig auf der Hut sein – bis sich gezeigt hat, daß unsere Befürchtungen gegenstandslos sind.«

»Und wann soll das sein? Nein, Daktar, sobald ich das unseren Gefährten sage, gleitet mir die Führung aus dem Griff. Jeder wird so mit seiner eigenen Angst beschäftigt sein, daß wir die Superloge vergessen können. Schau sie dir an. Wirken sie nicht auf dich wie eine Herde verängstigter Flüchtlinge? Dies hier ist nicht nur fremdes und unbekanntes Land, sondern schlimmer: ein eigenes Miniaturuniversum mit anscheinend auch abweichenden Naturgesetzen, und diese Gesetze müssen wir erst entschlüsseln.«

Er seufzte. »Also gut, vielleicht hast du recht, vielleicht auch ich. Ich hoffe, daß wir bald mehr wissen.«

Sie strich ihm über den Kopf und zog ihn zu sich herunter.

Mit den Fingern kniff sie ihm in beide Wangen. »Dummkopf, ich widerspreche dir nicht aus Rechthaberei, sondern aus gegenteiliger Überzeugung. Es ist das Wesen jeder Partnerschaft, daß einer den anderen in gewisser Beziehung ergänzt. Das setzt konträre Ansichten voraus, die jedoch auf dem Fundament gemeinsamer Anschauungen stehen müssen. Totale Anpassung des einen ergibt Einseitigkeit und ist auf die Dauer für die Gemeinschaft tödlich.«

Jemand tippte Quendolain ungeniert auf die Schulter. Erschrocken wandte sie sich um.

Ramus!

»He, wir haben etwas entdeckt.« Er deutete mit dem ausgestreckten Arm den Hang hinauf. »Sieht das da oben nicht aus wie Höhlen?«

Es waren kleine, dunkle Flecken in der zerrissenen Wand. Gebilde,

die wie Regenrinnen wirkten, verbanden einige der Höhlen miteinander. Wahrscheinlich waren sie gut begehbar.

Quendolain nickte.

»Hoffentlich hast du recht, Ramus. Von da oben hätten wir eine gute Aussicht über die kahle Ebene. Außerdem kann sich niemand nähern, ohne von uns erkannt zu werden.«

Sie fing den erstaunten Blick von Ramus auf und lauschte ihren eigenen Worten nach.

Daktar hatte sie mit seinem Pessimismus angesteckt. Sie ärgerte sich darüber und setzte sich in Bewegung.

Daktar war an ihrer Seite.

»Tut mir leid«, sagte er leise.

Er hatte ihre Unsicherheit also ebenfalls mitbekommen.

Sie lächelte verkrampft. »Vielleicht hast du irgendwie nicht ganz unrecht, Daktar. Wir sollten nicht zu unvorsichtig sein. Es schadet nichts, wenn wir die Augen und die Ohren offenhalten.«

Er schüttelte den Kopf. Jetzt schien er es zu bereuen, daß er damit angefangen hatte, auf eventuelle Gefahren hinzuweisen.

Beide warfen einen Blick über die Ebene. Flirrende Hitze malte farbige Muster über das von Geröll übersäte, weite Feld.

Ihnen fiel etwas auf: Sie hatten sich den Bergen zugewandt, ohne sich dafür zu interessieren, was es auf der anderen Seite der Ebene gab!

Die Interpretation ist sehr unvollkommen und noch immer bloß das Fundament für ein fertiges Modell, dachte Quendolain zerknirscht. Und das Hitzeflimmern macht es unmöglich, etwas zu erkennen. Ist es denn wirklich nur Hitzeflimmern oder ein Überbleibsel des Energiechaos, das wir nur scheinbar überwunden haben?

Sie legte den Kopf in den Nacken.

Über den Himmel zogen farbige Schleier. Irgendwo ballten sie sich sekundenlang und schienen sich zu einer Fratze zu formen. Bevor sie deutlicher wurde, zerfloß sie wieder.

Ein schlechtes Omen? Verdammt, Daktar, du hast mich konfus gemacht, aber das kann sich eine Koordinatorin nicht leisten. Sobald die anderen das merken, verlieren sie das Vertrauen in unser gemeinsames Ziel. Damit ist keinem gedient. Nur durch die Superloge bekommen wir heraus, wie es wirklich um uns steht.

Sie schritt fester aus und setzte sich an die Spitze der Gruppe.

Alle folgten ihr, einschließlich Daktar. Doch er blieb diesmal etwas zurück.

Es kam nicht auf die paar Meter an. Quendolain und er würden

immer zusammensein – selbst wenn sie durch räumliche Entfernungen getrennt Wurden.

Daktar betrachtete sie verliebt von hinten – und distanzierte sich sofort wieder von seinen Gefühlen. Es kam ihm so vor wie Selbstbeweihräucherung. Das gefiel ihm nicht. Dabei verlor man nämlich viel zu schnell den Blick für die Wirklichkeit.

Wirklichkeit? Er verzog das Gesicht und blieb noch weiter zurück.

Vielleicht hoffte er, daß sich die anderen unterhielten und er dabei auf andere Gedanken kam.

Die Hoffnung wurde nicht erfüllt. Alle waren schweigsam. Ihre Gesichter erschienen verkniffen.

Daktar spürte wieder die Furcht in seinem Innern pochen. Er hatte auf einmal den Eindruck, daß sie wie die Opfer zur Schlachtbank schritten.

Wartete eine Falle auf sie? Daktar setzte sich an das Ende der vierzigköpfigen Gruppe. Er tat es, um gewissermaßen den Rücken zu sichern. Immer wieder schickte er seine Blicke in die Runde.

Einmal gab es einen kurzen Gedankenkontakt mit Quendolain. Sie widersprach ihm in seinem Pessimismus nicht mehr.

*

Beim Aufstieg waren sie sehr vorsichtig. Es ging zuerst einen steilen Hang empor. Dann folgte ein schmaler, natürlich entstandener Pfad.

Es war keine große Kletterpartie. An Gefahren schien niemand zu denken. Nur prüften sie immer wieder das Felsgestein, damit sie nicht abrutschten.

Und dann war der erste der dunklen Flecken erreicht: tatsächlich, eine Höhle!

Zögernd blieben sie stehen.

Daktar und Quendolain verständigten sich telepathisch. So beunruhigten sie die anderen nicht.

Daktar machte den Vorschlag, die Höhle zu inspizieren. Quendolain war nach kurzer Überlegung dazu bereit.

Daktar schritt an den Gefährten vorbei. Alle Blicke ruhten auf ihm. Es wurde ihm ein wenig unbehaglich zumute. Verwunderlich, wenn man bedachte, daß Daktar immer eine dominierende Persönlichkeit gewesen war. Vor seiner Verhaftung beim großen Treiberstreik im Jahr 2500 hatte er wie Llewellyn 709 in Asen-Gers Auftrag auf vielen Kolonialwelten mit aufständischen Kolonisten gegen die Garden gekämpft.

Aber vielleicht wurde dieses Unbehagen nicht allein von den Blicken der Gefährten erzeugt? Mußte er nicht ein Held sein für die anderen?

Daktar wartete so lange, bis sich seine Augen an das Halbdunkel in der Höhle gewöhnt hatten. Dann drang er ein.

Ein kleiner Raum nahm ihn auf. Der Felsen wirkte ausgewaschen. Wo war das Wasser geblieben, das dafür verantwortlich war?

Daktar dachte daran, daß Oxyd Millionen oder gar Milliarden von Jahren auf seiner Kreisbahn um die Sonne Sol gewandert war, bis er durch das Kaiserkraftexperiment entführt wurde.

Hatte es diese Höhle damals schon gegeben?

Nein, hier war nichts natürlich entstanden. Oxyd war kein normaler Planetoid mehr, sondern etwas anderes. Quendolain hatte ihn als Phönix bezeichnet, weil er gleich dem Göttervogel aus der Asche seiner Trümmer neu entstanden war und mächtiger und strahlender denn je erschien.

Dies hier war Materie gewordene Energie, die weder zu Weltraum I noch zu Weltraum II gehörte. Sie bestand aus einer Art Synthese beider Energiearten.

Faszinierend und erschreckend zugleich.

Und wo es tote Formen gab wie Felsgestein und sonstiges, konnte es natürlich auch lebende Formen geben.

Daktar dachte es und ging tiefer. Seine Augen hatten sich so gut an das wenige Licht gewöhnt, das durch den Eingang hereinfiel, daß er jetzt den zweiten Ausgang erkennen konnte. Er war nur ein etwas hellerer Schatten in der Dunkelheit.

Es gab keinerlei Möglichkeiten, Licht zu erzeugen. Daktar mußte sich auf seine wachen Instinkte verlassen. Er schlich auf den Ausgang zu.

Die anderen draußen verhielten sich zurückhaltend und abwartend. Sie überließen es ganz Daktar.

Nur Quendolains Gedanken tasteten behutsam, um auf dem laufenden zu bleiben. Sie störten Daktar nicht.

Es war der Eingang zu einem Felsengang.

Im nächsten Augenblick schlug Daktar ein fauliger Geruch entgegen. Etwas bewegte sich in der Finsternis, glitt scharrend auf ihn zu. Daktar wollte schreien, aber die aufkeimende Panik würgte ihn. Seine Stimme versagte.

Daktars Schrecksekunde war äußerst kurz. Er wirbelte halb um die eigene Achse und rannte durch die Höhle.

Aber sein Ziel war nicht etwa der Ausgang, die gegenüberliegende

Seite. Denn vor dem erleuchteten Ausgang wäre er wie eine Zielscheibe erschienen.

Kaum hatte er sein Ziel erreicht, erschien das Grauen hinter ihm.

Daktar sah ihm entgegen und wußte im gleichen Augenblick, daß er nicht die geringste Chance hatte, im Kampf gegen dieses Ding zu bestehen.

*

Es erinnerte entfernt an einen der sagenhaften Drachen. Der grüne Schuppenpanzer raschelte, wenn es sich bewegte, weil die Schuppen sich aneinanderrieben.

Durch das Ablenkungsmanöver ließ das Wesen sich keineswegs irritieren.

Es hatte sich ganz auf Daktar eingestellt und interessierte sich für sonst nichts mehr.

Flieht! schrien Daktars Gedanken. *Hier lauert der Tod. Mich könnt ihr nicht mehr retten!*

Er drückte sich gegen den Felsen, als wollte er ihn mit seinem Körper durchbohren.

Das Ungeheuer schnaubte und schüttelte den monströsen Schädel. Stinkende Dampfwolken wehten Daktar ins Gesicht und ließen ihn würgen.

Ihm war speiübel: Doch das war erst der Vorgeschmack auf das, was ihm noch bevorstand. Das Monstrum hatte offensichtlich Appetit auf ihn.

Jemand erschien im Eingang: Quendolain.

»Weg!« brüllte Daktar verzweifelt. »Bring dich in Sicherheit!«

Das Monster drückte sich am Boden ab und machte einen plumpen Satz auf Daktar zu. Die dicken Beine mit den Stachelklauen verliehen ihm nur begrenzte Bewegungsfähigkeit.

Es öffnete das Maul und ließ auf zwei messerscharfe Knochenreihen blicken.

Die Augen schienen zu glühen. Sie waren auf Daktar gerichtet.

Quendolain blieb nicht allein. Andere drängten sich hinter ihr.

»Verdammt, warum haut ihr nicht ab?« schrie Daktar.

Er konnte den Höhlenausgang nicht mehr erreichen. Das Ungeheuer versperrte ihm erfolgreich den Weg.

Er tastete sich ein Stück an der Wand entlang.

Da hauchte ihn der Drache an. Der meterlange Flammenstrahl verfehlte Daktar nur deshalb, weil sich der Terranaut mit einem

wilden Sprung in Sicherheit brachte.

Doch das war nur ein kleiner Aufschub.

Daktar stieß mit dem Fuß gegen einen Stein. Blitzschnell bückte er sich danach.

Als das Monster noch einmal das Maul aufriß, um einen Flammenstrahl auszuspeien, warf Daktar. Der Stein landete mit einem lauten Plumps im Rachen.

Überrascht klappte das Monster sein Maul wieder zu.

»Warum steht ihr noch da?«

Keiner der Gefährten reagierte. Was hatte das zu bedeuten?

Daktar begriff: Sie wollten ihn mit ihren PSI-Kräften unterstützen!

Er schalt sich einen Narren, weil er nicht gleich daran gedacht hatte.

Das Ungeheuer duckte sich zum Sprung. Es würde Daktar diesmal unter seinem Tonnengewicht zermalmen.

Da schob sich etwas an dem monströsen Leib vorbei, das zunächst wie eine grüne Schlange aussah. Doch es war der Schwanz des Monsters! Die Spitze war sehr beweglich. Sie peitschte hin und her. Im nächsten Moment mußte sie vorschnellen, um Daktar zu ergreifen.

Daktar, der Terranaut, brauchte sich nicht mehr zu konzentrieren. Die Todesangst verlieh ihm Kraft. Er schleuderte dem Untier seinen Vernichtungswillen entgegen.

Der Drache stutzte.

Und dann geschah das Unfaßbare: Der PSI-Angriff schien ihn nur noch zu stärken!

Der Drache wich zur Seite hin aus. Seine Bewegung war diesmal ungleich geschmeidiger als beim ersten Mal. Und dann schien er Maß zu nehmen. »Daktar!« Die Stimme von Quendolain. Sie verstärkte den Ruf mit ihren Gedanken.

»Daktar, es ist *dein* Drache. Wir können nichts gegen ihn tun!«

Mein Drache? dachte Daktar verblüfft. Und dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Der grüne Schwanz peitschte heran und packte ihn.

Seine Rippen knackten. Daktar wurde spielend leicht emporgehoben – direkt auf das monströse Maul zu.

Aber Daktar lachte. Ein brüllendes Lachen, das sich an den Felswänden brach und schaurig widerhallte.

Er blickte in das große Maul, in dem er landen sollte. Alle Furcht war von ihm abgefallen. Er wollte sich auch nicht mehr wehren, sondern verspürte nur noch Heiterkeit – grenzenlose Heiterkeit!

*

Die Bewegung erlahmte. Den Drachen schien alle Kraft zu verlassen. Daktar erreichte das makabre Ziel nicht mehr. Der grüne Schwanz, der Daktar festgehalten hatte, sank schlaff zu Boden Daktar konnte sich mühelos aus der Umklammerung befreien.

Noch immer lachend erhob er sich. Er floh nicht mehr vor dem Drachen, sondern trat an seine Seite und klopfte gegen den mächtigen Schädel.

»Alter Junge, gib dir keine Mühe mehr. Es geht zu Ende!«

Als hätten diese Worte eine tödliche Wirkung, brachen die Augen des Ungeheuers.

Daktar trat wieder zurück und betrachtete noch immer belustigt sein Werk.

»Ich wußte gar nicht, daß ich so eine grausige Phantasie habe.« Er schüttelte den Kopf. »Ich sollte mich in Zukunft besser im Zaum halten. Der Held betritt die Höhle, in der der Drache lauert. Jetzt hätte der Held nur noch stark genug sein müssen. Schon wäre das Epos komplett gewesen.«

Auch Quendolain lachte, als sie näher kam.

»Wirklich, Daktar, du hättest dir etwas weniger Märchenhaftes ausdenken sollen.«

»Keineswegs« widersprach Daktar. Der Drache zerfiel allmählich, als hätte jemand Säure darübergegossen.

Daktar konnte nicht seinen Blick davon wenden.

»Beim nächsten Mal lasse ich dich erst vom Drachen entführen, wie es einem richtigen Heldenepos gebührt. Und dann kommt mein großer Auftritt. Ich bringe das Schwert der Wunder mit und köpfe das Untier, in dessen Blut ich mich bade, um Unsterblichkeit zu erlangen.«

Sie amüsierten sich beide und fielen sich in die Arme.

»Herrje, Quendolain, Liebling, du hast mir mit deinem Hinweis das Leben gerettet. Unglaublich, aber ich mit meinen ständigen Befürchtungen, was die Gefährlichkeit von Oxyd betrifft, habe den Drachen selbst geschaffen. Materie gewordene Angst, die in diesem Fall absolut tödlich gewesen wäre. Und ihr konntet natürlich nichts dagegen tun. Der Drache hätte anschließend auch euch verspeist. Die Veränderten von Oxyd hätten ein ganz schön trauriges Ende genommen. Meinst du nicht auch?«

»Spare dir deinen schwarzen Humor für später, und gib mir lieber einen Kuß!« schmollte Quendolain.

Er kam der Aufforderung gern nach.

Als sie hinaustraten und die lächelnden Gesichter der Gefährten sahen, rief Daktar aus: »Wir wissen jetzt, daß wir auf Oxyd nicht gefährdet sind. Ganz im Gegenteil. Wir befinden uns im Einklang mit seinen Energien – noch immer und viel intensiver als vorher. Ich nehme an, das war eine direkte Folge unserer gemeinsamen Bemühungen, diese Energien dazu zu verwenden, Oxyd von Rorqual zu entfernen und damit eine schlimme Katastrophe zu verhindern, der auch Oxyd zum Opfer gefallen wäre.«

Es gab keinen, der widersprach.

Sie hatten die Szene mit dem Drachen selbst erlebt und wußten, daß sie ihre Gedanken fürderhin im Zaum halten mußten.

Daktar hatte bewiesen, daß er sich rasch anpassen konnte. Waren andere zu einer ähnlichen Reaktion in der Lage?

Quendolain sagte kaum hörbar: »Der Mensch besteht leider nur zu einem kleinen Prozentsatz aus Verstand. Das andere ist Gefühl. Wie oft geschieht es, daß der Verstand anders entscheidet als das Gefühl, aber daß dieses Gefühl letztlich siegt? Anschließend paßt sich der Verstand an. Am Ende weiß der Mensch gar nicht mehr, daß er falsch entschieden hat.

Du hast bewiesen, Daktar, daß du auch in einer Extremsituation deinen Verstand über die Emotionen stellen kannst. Der Drache war feste Materie und nicht einfach eine Vision. Doch du hast nicht mehr an ihn geglaubt, obwohl er dir weh tat. Deshalb mußte er wieder verschwinden. Eine unglaubliche Tat, für die selbst ich dich beneide.«

»Ich höre es und wachse!« kommentierte Daktar grinsend. Dafür bekam er einen freundschaftlichen Tritt vor das Schienbein.

Als wäre nichts geschehen, wandte sich Quendolain an ihre Leute. »Nachdem die Ungefährlichkeit der Höhlen feststeht, können wir sie in Besitz nehmen. Ist jemand dagegen?«

Sie jubelten ihr zu.

»Na schön, fangen wir an. Anschließend versammeln wir uns, hm, sagen wir, dort drüben auf dem Plateau? Wir, Daktar und ich, werden jedenfalls diese erste Höhle nehmen. Was glaubt ihr, wie wir sie nennen sollen?«

»Drachenhöhle!« riefen ein paar fröhlich.

Quendolain wandte sich todernst an Daktar: »Einverstanden?«

»Nur, wenn du mein Drache bist!« entgegnete er bissig.

»Ich werde mir alle Mühe geben – für dich!«

Allgemeines Gelächter.

Quendolain hob ihre Stimme: »Nun, da Daktar meine Autorität endgültig begraben hat, kann ich froh sein, wenn ihr überhaupt noch

auf mein Wort hört:

Ab in die Höhlen!«

Schreiend und johlend liefen sie hinüber. Unterwegs balgten und knufften sie sich wie übermütige Kinder.

Daktar und Quendolain sahen ihnen zu.

»Sie haben ein Stückchen Heimat auf einem fremdartigen Planeten gefunden.«

»Es ist kein Planet, sondern ein ganzes Miniaturuniversum mit eigener Gesetzmäßigkeit«, korrigierte Quendolain automatisch. »Sonst könnten nicht Gedanken zu Materie werden.«

Sie richtete ihren Blick über die leere Ebene. Sie erschien von oben gesehen endlos. Es gab keinen Horizont, sondern nur schillernde Farbfelder, die in der Ferne vorbeizogen, blitzschnell sich veränderten wie farbige Feuerwerksraketen, die auf einmal explodierten und dann den Himmel mit goldenen Streifen überzogen.

Es war ein unberechenbares Chaos, das sie aber nicht mehr schreckte.

*

Die Versammlung auf dem von Quendolain genannten Felsplateau fand bald statt.

Von hier aus hatte man einen ausgezeichneten Ausblick auf die weite Ebene und auch auf die Höhleneingänge.

Quendolain stand als einzige. Die anderen kauerten sich nieder. Daktar war in ihrer Nähe.

»Wie gefällt es euch hier?«

Zustimmendes Nicken.

Centurio Claudette sagte: »Ist diese Welt nicht herrlich? Eigentlich schade, daß wir uns nicht friedlich niederlassen können, nicht wahr? Nein, wir dürfen nicht den Kopf in den Sand stecken und uns noch darüber freuen, sondern müssen uns diesem schrecklichen Universum draußen zuwenden.«

»Schlaraffenland, eh?« fragte Hauptmann Santos belustigt.

Doch die anderen nahmen es ernst.

Daktar sagte dazu: »Eigentlich hast du recht, Santos: Dies hier ist wirklich eine Art Schlaraffenland. Wir brauchen nicht zu essen und nicht zu trinken. Oxyd ist uns freundlich gesonnen. Wir brauchen nur noch zu leben – unbeschwert wie Kinder. Es wäre zu schön, um wahr sein zu können. Diese Versammlung hier dient dazu, uns die Wirklichkeit wieder bewußtzumachen. Oxyd ist eine Gefahr für das

Universum. Wir wissen aus Erfahrung, daß ihn jede Massenkonzentration anzieht. Irgendwann wird er mit einem Stern kollidieren – vielleicht schon in der nächsten Minute? Was dann geschieht, können wir uns überhaupt nicht vorstellen. Deshalb müssen wir unsere Fühler ausstrecken. Wir brauchen Gewißheit.«

Quendolain ergriff wieder das Wort:

»Seid ihr zur Loge bereit? Dann reicht euch die Hände. Der körperliche Kontakt soll den Zusammenschluß erleichtern helfen. Wir konzentrieren uns auf unsere PSI-Energien. Jeder weiß, was er zu tun hat. Es ist wie bei einer normalen Treiberloge, wenn es darum geht, mit PSI ein Raumschiff zu dirigieren und ihm den Weg durch Weltraum II zu bahnen, um riesige Entfernungen zu überbrücken, für die man sonst Jahrtausende oder Jahrmillionen benötigen würde.«

Es waren eigentlich unnötige Erklärungen, doch Quendolain benutzte sie zur Beruhigung. Die Veränderten schlossen die Augen und konzentrierten sich.

Auch Quendolain kauerte sich nieder. Die Gruppe war eng zusammengerückt.

Quendolain spürte die kräftige Hand von Daktar. Sie genoß seine Nähe.

Und dann war es soweit.

Quendolain, die als Logenmeisterin fungierte, fühlte die PSI-Energien, die auf einmal allgegenwärtig waren.

Sonst war es praktisch unmöglich, eine so große Loge zu bilden und erfolgreich zu dirigieren. Das PSI-Potential, das dabei entstand, konnte eine Katastrophe erzeugen.

Das hatten Erfahrungen in der Vergangenheit deutlich gezeigt.

Doch es gab auch positive Ergebnisse.

Es kam in erster Linie auf die Beteiligten an und auf den Logenmeister.

Es war nicht das erste Mal, daß sie eine Superloge bildeten. Außerdem beschworen sie keine Energien von Weltraum II, wie sonst üblich, sondern es waren Energien von Oxyd!

Entartete Energien also!

Die Umwelt versank für sie, als wäre das Chaos zurückgekehrt. Nichts hatte mehr Bedeutung außer ihrer Gemeinschaft.

Die PSI-Energien teilten sich noch zu sehr auf die einzelnen Logenmitglieder auf. Sie waren ungeordnet.

Es lag an der Meisterin, die Ordnung herbeizuführen und alle Geister gleichzuschalten.

Dazu mußten sich alle auf Quendolain konzentrieren.

Für die Meisterin wurde das vereinte PSI-Potential eine Masse, die sie kneten konnte – fast nach ihrem Wunsch.

Ja, nur fast, denn sie mußte natürlich auf ihre Gefährten Rücksicht nehmen.

Um wirklich ein Höchstmaß an Wirkung zu erzielen, mußte Quendolain ihre Logenmitglieder gut kennen. Diese Bedingung erfüllte sie. Und dann wartete sie, bis jeder seinen Willen erlöschen ließ und sich vertrauensvoll und ohne Vorbehalt der Logenmeisterin zur Verfügung stellte.

Die Loge war wie ein einziges Wesen, wobei Quendolain der Kopf blieb.

Sie allein dachte und handelte.

Jetzt, da es geschafft war, öffnete sie vorsichtig die Mauer, die sie unsichtbar umgab und die dazu diente, alles von ihnen fernzuhalten, was die Konzentration hätte stören können.

Quendolain tat es, um zunächst die Umgebung zu ertasten.

Sie wußte, wie das Plateau aussah, erkannte die kauernde Gruppe darauf und sich selbst. Das war der Beweis, daß sie das Potential von den Körpern losgelöst hatte.

Sie strebte empor wie ein eigenes, mächtiges Wesen.

Die Gruppe wirkte wie tot. Und sie hatten tatsächlich, im wahrsten Sinne des Wortes, *ihren Geist aufgegeben!*

Quendolain blieb zunächst in der direkten Umgebung, indem sie die geballten PSI-Kräfte an den Höhlen entlangstreichen ließ und sie kurz besuchte.

Ja, es gab keine Gefahr auf Oxyd.

Sie widmete sich der Ebene. Da war die Neugierde, wie es auf der anderen Seite aussah. Doch die Neugierde wurde von leichter Furcht begleitet. Sie ahnte, daß sie das Ende der Ebene erst mit ihrem inneren Modell erarbeiten mußten.

Das konnte warten.

Quendolain strebte zum Chaos am Himmel. Vor der Beinahekatastrophe im Weltraum II war Oxyd von einem undurchdringbaren Energiefeld umgeben gewesen, das den Planetoiden gegen beide Welträume abschirmte. Nur Cantos, der Außerirdische, hatte es vermocht, das Feld zu durchdringen und die Veränderten zu besuchen.

Und dann hatte er von Rorqual aus abermals Verbindung mit ihnen aufgenommen.

Es erschien ihr, als wären seitdem Ewigkeiten verstrichen.

So ähnlich war es auch!

Queen Quendolain steuerte das vereinte PSI-Potential direkt in das Chaos hinein. Nur so konnte sie herausfinden, ob das Feld noch existierte.

Es hatte sie Gefangene von Oxyd werden lassen. Waren sie das noch immer?

Waren sie nach wie vor Verbannte?

*

Die Barriere erschien unüberwindbar. Sie war stabiler als eine Mauer aus Protop. Es war unangenehm, mit ihr in Berührung zu kommen, denn es schwächte den Zusammenschluß der geistigen Potentiale.

Doch sie mußten hindurch. Sie brauchten wenigstens einen Eindruck dessen, was sich draußen befand.

Wie konnten sie in Frieden auf Oxyd leben, während sie auf die nächste Katastrophe zusteuerten?

Quendolain ließ das chaotische Durcheinander auf sich einwirken. Farbige Wirbel zogen an ihr vorbei, seltsame Muster trieben ihr wildes Spiel. Es kreischte und raunte ringsum, denn das Chaos war nicht nur optisch, sondern auch auditiv.

Ja, Quendolain ließ es auf sich und die Geister einwirken, deren Potential sie steuerte.

Sie versuchte nicht einmal zu analysieren.

Das hatte seinen gewichtigen Grund: Quendolain wollte abwarten, bis sie vom Chaos integriert und nicht mehr abgestoßen wurden. Es nutzte nichts, wenn sie zu ihren Höhlen zurückkehrten, um von dort vielleicht einen neuen Versuch zu starten – der ebenso fehlschlug.

Jetzt und hier mußte es die erste Entscheidung geben. Sie war lebenswichtig.

Sie bekämpfte die aufkeimende Panik. Es war schlimmer als vorher, bevor ihr die kahle Ebene und die Berge bewußt wurden, denn zu diesem Zeitpunkt hatte sie es hinnehmen können. Es gab keine Alternative. Jetzt war das völlig anders. Die Vorzeichen hatten sich radikal geändert.

Die aufkeimende Angst war das Motiv für die Flucht in die trügerische Sicherheit und Geborgenheit der Höhlen, die ihre neue Heimat geworden waren.

Das Motiv für kindliche Entrücktheit und grenzenloses Vertrauen in eine ungefährliche Umgebung.

Es war nicht nur Quendolain, die mit einer solchen Angst zu kämpfen hatte. Der Zusammenschluß der PSI-Potentiale spürte es

ebenfalls, und es lag an der Logenmeisterin, dieses unglaublich hohe Potential des Zusammenschlusses von immerhin vierzig Geistern zusammenzuhalten und in vernünftigere Bahnen zu lenken.

Der Kampf wurde leichter, als feststand, daß dieses Chaos ringsherum letztlich ungefährlich blieb.

Sie waren integriert – wie vor ihrer Materialisierung auf der weiten Ebene.

Das Potential drängte. Quendolain nahm die chaotischen Eindrücke in sich auf und wehrte sich gegen die PSI-Einflüsse. Das gelang relativ gut, wenn sie ihre Gegenwehr nicht auch auf andere Wahrnehmungen ausdehnte.

Dann »starrte« sie direkt in einen entstehenden Wirbel. Er erinnerte sie an den mächtigen Sog eines Wassers, in das jemand jede Menge Farbe geschüttet hatte. Die Farbe quirlte. Der Sog wirkte wie ein Auge, das sie mit magischer Gewalt anzog.

Quendolain gab sich dem Eindruck bereitwillig hin. Das PSI-Potential wurde hingezogen. Der Wirbel blieb beständig. Er verschwand nicht wie vorher die anderen. Quendolains ungeteiltes Interesse hatte das bewirkt.

Und es war ganz in Quendolains Sinn.

Denn sie erkannte darin ihre winzige Chance.

Das Chaos zwang sie vollends in seinen Bann.

Der Sog nahm Quendolain und die Superloge auf. Zuerst drehte sich die farbige Spirale nur langsam. Farbmuster huschten an ihnen vorbei. Die Drehbewegung beschleunigte sich. Quendolain schwindelte es. Sie mußte sich mühsam beherrschen.

Eine Höllenfahrt begann. Quendolain und die Superloge wurden mit aller Macht in den Spiraltrichter gesaugt. Da waren das Gefühl, in einen bodenlosen Abgrund zu fallen, und die plötzliche Angst, ganz von den Körpern auf dem Felsplateau getrennt zu werden, und zwar unwiderruflich, um vielleicht am Ende des Trichters zu sterben.

Nein! hämmerte Quendolain sich und den anderen ein, dies hier ist eine Schleuse zum Äußeren. Wenn wir uns jetzt wehren, vernichtet sie uns, weil sie stärker und mächtiger ist. Lassen wir uns treiben bis zum Ziel! Dieser Strudel ist nur das optische Äquivalent zu unserer Anpassung an die äußerste Energieschale von Phönix.

Weit unter ihnen entstand erneut ein Auge innerhalb des Sogs. Es war pechschwarz und wirkte drohend.

Langsam öffnete es sich wie ein gieriges Maul. Darin schimmerten weiße Funken wie Sterne an einem unnatürlich dunklen Firmament.

Sterne?

Weltraum I?

Quendolain wurde wie vom Fieber gepackt. Sie hatte sich treiben lassen und konzentrierte sich jetzt stärker auf dieses sich öffnende Loch. Die wirbelnde Spirale zog sie dorthin. Es war keine Täuschung, sondern Wirklichkeit. Der Kontakt mit dem Universum.

Und dann war sie am Ende der Spirale angelangt. Rauschen und Pfeifen, als würde ein ferner Sturm vorüberziehen. Wimmern und Schreien. Die Unwirklichkeit eines Alls, das es nicht geben konnte. Ein unvollkommenes Zerrbild, eine billige Kopie.

Die Enttäuschung würgte Quendolain.

Sie blickte sich um. Hinter ihr ein waberndes Glutauge. Nein, orangefarbener Dotter, der sich wie in Zeitlupe drehte.

Und ich bin im Eiweiß! Als wäre Oxyd ein gigantisches Ei.

Sie wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte.

Der Mensch neigt dazu, Assoziationen zu entwickeln. Wenn er etwas beschreibt, dann zumeist in Metaphern, in bildlichen Ausdrücken. So läßt der Schriftsteller Wind um Häuser heulen, Wolken jagen, Wege sich schlängeln, den Mond herabschauen. Die vermenschlichte Natur. Er tut es mit allem und mit jedem. Sogar mit seinem Hund. Selbst die Berge läßt er »schweigen«. Metaphern und – oftmals abwertend so bezeichnet – Klischees!

Dabei kommt kein Mensch ohne diese Metaphern oder Klischeeformulierungen aus. Denn der Mensch braucht stets einen Vergleich mit seinem Menschenmodell.

Und ich bade im Eiweiß und blicke auf den Dotter. So sieht es wenigstens aus – von meinem Gehirn interpretiert. Obwohl ich es nicht einmal mit meinen Augen sehen kann, weil sich meine Augen gar nicht hier befinden. Sie gehören zu meinem Körper, und der ruht auf dem Felsplateau, das sicherlich ebensowenig ein richtiges Felsplateau ist wie dies hier das Innere eines gigantischen Eis.

Doch was ist schon richtig und was falsch?

Wie kann man das beurteilen, wenn man völlig unfähig ist, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, sondern immer nur ein Schattenbild, das wir so perfekt erklären, daß wir selber daran glauben?

Wir sind so schrecklich unzulänglich, wir Menschen – auch wenn Fähigkeiten vorhanden sind wie bei uns. Auch wenn wir zu Supertreibern werden.

Selbst wenn wir es einst schaffen sollten, ganze Milchstraßen zu vernichten oder neu entstehen zu lassen, werden wir dennoch bleiben, was wir sind.

Wir werden unsere armseligen inneren Modelle bewahren und

verzweifelt bemüht sein, unsere eigene Unzulänglichkeit zu übersehen. Wir sind daran gewöhnt, alles nur so zu sehen, wie es in unser Schema paßt. Hätte es sonst jemals einen Mann wie Valdec mit seiner Kaiserkraft oder wie die Graue Arda mit ihrem Elite-Soldatenprogramm geben können?

Und ich blicke zu diesen unwirklichen Sternen und versuche zu begreifen, ob es wirklich die Milchstraße ist.

Nein, das ist wahrlich kein Eiweiß, in dem ich schwimme, sondern das äußere Energiefeld.

Oxyd ist zu einem Giganten geworden. Er ist angewachsen, durch die Energien bereichert, die aus beiden Universen auf in einflossen.

Ich sehe, daß sich die Sterne nähern.

Wir rasen durch die Milchstraße. Etwa zweihundert Milliarden Sonnen. Das Energiepotential von Oxyd wird ausreichen. Sobald er gegen die erste Sonne prallt, wird diese in einer Supernova vergehen. Ungeheure Energien, die Oxyd weiter anwachsen und zum nächsten Stern rasen lassen.

Es wird immer schneller gehen. Oxyd ist unersättlich. Die Masse der Sonnen und Planeten zieht ihn wie mit magischer Gewalt an. Er wird sie alle vernichten und sich ihre Energie einverleiben.

Am Ende wird es keine Milchstraße mehr geben, sondern nur noch ein schillerndes Energieei, vielleicht Millionen Lichtjahre im Durchmesser. Eigentlich hätte Oxyd zu einem Schwarzen Loch werden und seine überschüssige Energie an Weltraum II abgeben müssen.

Aber irgendwie war es Oxyd gelungen, sich zu stabilisieren, und gerade diese Stabilität machte den Planetoiden so gefährlich, begriff Quendolain überrascht. Oxyd war zu einem Fremdkörper im kosmischen Energiegefüge geworden, der von außen nicht mehr zerstört werden konnte, aber alles verschlang, was in seinen Weg geriet. Praktisch war er die Keimzelle eines neuen Kosmos, die wachsen würde, bis der alte Kosmos darin völlig aufgegangen war.

Wir müssen etwas unternehmen, solange es nicht zu spät ist. Aber was?

Es ist sinnlos, Oxyd von seinem Ziel abzulenken, denn er wird nur ein neues Ziel ansteuern.

Doch bringt uns das nicht einen Zeitaufschub?

Zumindest muß er aus der Milchstraße weg. Dann können wir uns die nächsten Schritte überlegen.

Vielleicht bleibt ohnedies nur die Selbstvernichtung? Wir müssen es schaffen, die Energien von Oxyd so zu steuern, daß sie sich selbst verbrauchen.

Aber das bedeutet unseren Tod. Was sind schon vierzig Leben gegen ein ganzes Universum oder sogar zwei Universen?

*

Quendolain dachte nach, und das ungeheure PSI-Potential der Veränderten unterstützte sie dabei.

Ihr war klar, daß sie nur eine Ahnung von der Milchstraße bekam und keine klare Sicht. Weiter konnte sie nicht vordringen. Es war nicht möglich, die Sphären von Oxyd vollends zu verlassen, und die Energien hier draußen behinderten die Sicht.

Wahrscheinlich waren die Sterne gar nicht optisch erkennbar, sondern wurden von der Superloge gewissermaßen »erspürt«.

Quendolain sah keinen Sinn darin, sich mit diesem Problem auseinanderzusetzen.

Für sie war es gar kein Problem mehr.

Sie hatte ihre Philosophie für alles, was ihnen widerfuhr, und wußte, daß diese Philosophie richtig war.

Es gab keine andere Erklärung für alles, was ihnen bisher widerfahren war.

Und es gibt auch keine andere Erklärung für das Grundwesen der Menschen.

Denn selbst Max von Valdec ist vor sich selbst alles andere als ein schlechter Mensch. Er sieht in sich den Besten! Eine Auslegungs-, also eine Interpretationssache. Nach dem beliebten Schema: Gut ist, was dienlich ist und mir und meinem Weltbild nicht schadet – und schlecht bleibt, was mit mir nicht konform geht, meinen Ansichten widerspricht oder mir sogar direkten Schaden zufügt.

Wie beispielsweise die Terranauten! dachte Quendolain zynisch.

Es war das letzte an Überlegungen, was sie sich leistete, denn inzwischen hatte sie genügend Daten gesammelt, um die Superloge endlich zum Handeln zu bringen.

Obwohl sie noch nicht wußte, wie sie vorgehen mußten.

Irgendwie mußte Oxyd dazu zu bringen sein, in den Leerraum, zwischen den Galaxien zu steuern.

Quendolain schöpfte aus der Energie der Loge und setzte sich in Bewegung. Sobald sie sich weiter von Oxyd entfernen wollte, wurde es schwierig. Kam sie dem »Dotter« allerdings näher, fühlte sie sich sogleich gestärkt.

Diesen Umstand nutzte sie. Die Energien von Oxyd waren mit ihnen. Sie durften es nicht wagen, die äußere Sphäre zu verlassen. Dann riß

die Verbindung mit ihren Körpern ab.
Sie waren tot!
Quendolain umrundete langsam den glutigen Mittelpunkt der Energiesphäre. Nur aus einem Grund: Sie wollte wissen, ob es auf dem Weg von Oxyd schon eine Katastrophe gegeben hatte.
Sie hatten Oxyd von Rorqual abgelenkt und in Weltraum I materialisieren lassen. Jedenfalls war das ihre Absicht gewesen.
Wo war Oxyd herausgekommen? Gab es schon eine Spur der Vernichtung?
Hinter der Bahn des entarteten Planetoiden Oxyd entdeckte Quendolain Sonnen! Sie befanden sich nicht, wie vorher angenommen, oberhalb der galaktischen Ebene und strebten zum galaktischen Zentrum, sondern waren bereits mittendrin!
Eine Erkenntnis, die ihr arg zusetzte.
Wie war das zu erklären? War denn ihre ganze Theorie falsch? War Oxyd überhaupt keine Gefahr mehr? War er neutralisiert?
Ja, sonst wären alle diese Sonnen längst aufgesogen, Oxyd hätte mit seiner Vernichtungsarbeit begonnen.
Bevor sie ihre Theorien sämtlich über den Haufen warf, zwang sie sich erst zur Ruhe und Besonnenheit.
Es hatte keinen Zweck, jetzt kopflos zu werden und voreilige Schlüsse zu ziehen, um anschließend zurückzukehren und ein paradiesisches Leben zu beginnen.
Quendolain dachte angestrengt nach.
Sie rief sich alles ins Gedächtnis zurück, was sie mit Oxyd erlebt hatte.
Als sie im Jetzt und Heute angelangt war, kam ihr ein Gedanke: Der Übergang von Weltraum II in Weltraum I konnte unmöglich glatt verlauten sein. Sonst hätten sie sich nicht ein weiteres Mal verändert. Auch Oxyd erschien ganz anders als sonst.
Und diese trübe Sicht zu den Sternen der Galaxis hatte auch einen besonderen Grund. Wenn sie das Energiepotential von Oxyd bemühte, müßte sie eigentlich viel leichter eine Ortsbestimmung vornehmen können.
Es gelang deshalb nicht, weil Oxyd überhaupt nicht in Weltraum I war!
Er befand sich weder in dem einen noch im anderen Universum!
Wo sonst?
Quendolain folgerte: *Dazwischen!*
Es war fantastisch, unmöglich und faszinierte sie dennoch. Sie hielt den Gedanken fest, um sich näher damit zu beschäftigen.

Allein hätte sie es in der kurzen Zeit gewiß nicht geschafft, doch die Superloge funktionierte einwandfrei. Sie waren eine verschworene Gemeinschaft von Schicksalsgefährten. Quendolain sagte sich voller Stolz, daß es wohl noch nie seit Menschengedenken eine Loge gegeben hatte, die so perfekt funktionierte wie ihre.

Eine Folge der besonderen Umstände, denn das waren sie wahrlich: besonders!

Quendolain überlegte weiter: Oxyd war von Rorqual abgelenkt worden. Die Loge auf der fantastischen Welt in Weltraum II hatte ein regelrechtes Loch zum Weltraum I gesehen. Doch war verborgen geblieben, ob Oxyd durch dieses Loch tatsächlich Weltraum I erreichte.

Quendolain begriff, daß es nur ein Nebeneffekt war. In Wahrheit hatte Oxyd mit seinen unfaßlichen Energien eine Art Überlappung verursacht. Dabei hätte das System um Rorqual durchaus vernichtet werden können. Die Katastrophe war ausgeblieben. Oxyd hatte seine Energien verschleudert und dafür andere doppelt und dreifach an sich gebunden.

Deshalb das Schwarze Loch und die Verfinsterung der namenlosen Sonne über Rorqual, der Bastion der Terranauten.

Danach hatte Oxyd seinen Ritt zwischen den Räumen begonnen. Das hieß, er pendelte ständig hin und her und baute seine eigene Sphäre, die mit nichts zu vergleichen war, immer weiter aus.

Wie lange noch?

Jedenfalls befindet er sich auf dem Weg in das Innere der Milchstraße. Keine der Sonnen, die hinter uns liegen, hat er berührt. Ein Zufall. Die Abstände zwischen den Sonnen in diesem Bezirk der Galaxis mögen durchschnittlich fünf Lichtjahre betragen. Eine unvorstellbare Distanz. Wenn Oxyd nicht direkt auf eine Sonne reagierte, würde es noch lange dauern, bis es zur Kollision kam.

So lange können wir natürlich nicht abwarten. Oxyd muß aus der Milchstraße herausgelenkt werden.

Quendolain war wieder am Ende ihrer Überlegungen angelangt. Ihr Entschluß stand endgültig fest.

Sie zog sich mit dem Energiepotential der Veränderten weiter zurück, bis sie die Glutblase berührte, die ihr wie ein Dotter erschien.

Sie waren bereit. Quendolain behielt das Bild der Milchstraße im Gedächtnis und konzentrierte alle Kräfte, die Sie dirigierte, auf das Energiefeld von Oxyd.

Der entartete Planetoid schien überhaupt nur noch aus umgewandelter Energie zu bestehen.

Wir auch?

Die Frage tauchte auf und verschwand wieder unbeantwortet. Quendolain konnte sich nicht mehr damit beschäftigen.

Sie spürte die ungeheure Macht, die ihr erwuchs. Diese Macht war gefährlich und schwierig zugleich. Normalerweise hätte sie es niemals gewagt, sie für ihre Zwecke einzuspannen. Aber es gab keine Alternative.

Quendolain erzeugte in sich ein Modell, das ihr helfen sollte. Da war der gigantische, schillernde »Eidotter« von Oxyd mit der diffusen äußeren Sphäre. Sterne ringsum wie glitzernde Diamanten, von einem achtlosen Juwelier auf ein schwarzes Samttuch gestreut.

Oxyd raste auf das Zentrum der Milchstraße zu. Quendolain wollte das nicht und griff danach.

Oxyd war stark und setzte ihr Widerstand entgegen.

Quendolain schob und zerrte mit aller Kraft.

Als würde sie tatsächlich mit ihren Händen nach einer rollenden und alles vernichtenden Kugel greifen, um sie aufzuhalten oder wenigstens abzulenken.

Aufhalten, das schaffte sie nicht, doch Oxyd geriet aus der Bahn.

Er leuchtete grell auf und überstrahlte sämtliche Sterne der Umgebung.

Quendolain erspähte eine Lücke und lenkte Oxyd direkt darauf zu.

Etwas schrie voller Angst und Panik. Sie hörte diese Schreie und wußte sie nicht einzuordnen.

Die funkelnden Sterne verblaßten – in ihrem Modell und auch in Wirklichkeit. Denn Oxyd, der sich noch immer zwischen den Räumen befand, als könnte er sich nicht entschließen, wohin er gehörte, schien nach Weltraum II fliehen zu wollen.

Kreischendes Inferno empfing sie. Die konträren Kräfte von Weltraum II griffen ebenfalls nach Oxyd, um ihn den Händen von Quendolain und der Superloge zu entreißen.

Quendolain kämpfte und ließ dabei Energien von Oxyd zu sich fließen.

Da zogen sich die konträren Kräfte von Weltraum II zurück. Sie konnten Oxyd nichts anhaben und stießen ihn wieder ab.

Die Milchstraße tauchte auf. Diesmal lag sie weit hinter Oxyd.

Er hatte seine Bahn nicht nur verlassen, sondern war außerhalb der Galaxis materialisiert.

Quendolain dachte: Was waren das für Schreie gewesen? Nur eine Täuschung?

Ein furchtbarer Gedanke kam ihr: Seit dem Erlebnis damals mit der

TERRA I, als sie während des ersten Transmitterversuchs mitgerissen wurden und sich veränderten, wußte Quendolain, daß sie eine Doppelexistenz besaß. Während ihr Körper im Einstein-Universum geweilt hatte, war ein Teil von ihrem Ich in Weltraum II gewesen.

Es war nicht nur bei ihr der Fall, sondern auch bei den anderen ehemaligen Besatzungsmitgliedern der TERRA I, die alles überlebt hatten!

Sie waren zehn unter den insgesamt vierzig Veränderten von Oxyd. Eigentlich hatte Quendolain gar nicht mehr diese Möglichkeit in Betracht gezogen. Schließlich war soviel inzwischen geschehen. Außerdem befand sich ihr Körper nicht mehr im Einstein-Universum. Möglicherweise gab es ihn nur noch als Oxyd-Energie?

Quendolain war verwirrt ob ihres Erlebnisses. Ihre Gedanken waren so sehr mit dem Problem beschäftigt, daß sie darüber die Logenarbeit vernachlässigte.

Das war auch gut so. Was sie geleistet hatte, war fast zuviel gewesen.

Die rote Glut nahm sie auf. Sie versank darin. Ihr schwindelte. Teilnahmslos nahm sie das Chaos wahr. Es flüsterte und schrie und produzierte Zerrbilder, um ihren Geist zu martern.

Die Geister der Logenmitglieder waren mit ihr. Wie Ertrinkende schwammen sie in dem Inferno und suchten ihre Körper.

Erst als sie den Kampf aufgaben, erschöpft und apathisch wie Quendolain, stieß das Inferno sie ab und führte sie damit auf das Felsplateau zurück.

Quendolain öffnete die Augen und wollte sich erheben.

Es ging nicht mehr. Bewußtlosigkeit warf einen schwarzen Mantel über sie und ließ sie in einen bodenlosen Abgrund stürzen.

Ihr erging es damit nicht besser als all den anderen.

Ich sterbe! Das war ihr letzter Gedanke.

*

Die Welt war in schwarzer Nacht versunken. Ihr Geist schwamm träge und antriebslos. Bilder tauchten auf, zerbröckelten, weil sie sich nicht dafür interessierte. Es waren Eindrücke aus der Vergangenheit – einer Vergangenheit, die nichts mit der Gegenwart und vor allem nichts mit der Zukunft zu tun hatte.

Sie sah sich selbst als Centurio, mit der Waffe in der Faust. Die Rüstung der Graugardisten drückte. Sie war kühl und beherrscht. Die einzige Emotion, die sie sich leistete, war der Wille zum Töten. Im

Namen der Großen Grauen, der obersten Führerin der Grauen Garden. Im Namen des Konzils der Konzerne. Im Namen der Menschheit. Die Waffen mußten sprechen, weil Worte allein nicht mehr genügten, um die Kolonisten von CREMIR bei der Stange zu halten.

Der Kaiserkonzern wollte es so.

Es war eine Zeit, in der Max von Valdec noch kein Vorsitzender des Konzils war, aber Generalmanag von Kaiser.

Und Centurio Quendolain schoß. Sie sah die Menschen sterben. Sie wurde angegriffen, erkannte den Haß der Kolonisten, die es gewagt hatten, sich gegen die Allmacht des Konzils aufzulehnen.

Der Planet CREMIR war gewissermaßen Privateigentum des Kaiserkonzerns – und die Kolonisten auf ihm im Grunde genommen ebenfalls!

Und weil sie das nicht mehr sein wollten, mußten sie sterben.

Und Centurio Quendolain schoß. Selbst zwanzig bis an die Zähne bewaffnete Gegner kamen nicht gegen ihren Vernichtungswillen an. Sie wütete wie ein Berserker.

Nach dem Kampf wurde sie zur Queen befördert!

Eine Karriere aus Blut und Tränen.

Die Belohnung dafür, daß sie getötet und verkrüppelt hatte.

Denn sie war eine Soldatin, und zum Soldatengeschäft gehört nun einmal das Töten, die rohe, unbarmherzige, unmenschliche Gewalt.

Tausend Kolonistenleichen für die Beförderung zur Queen!

Jetzt war Quendolain nicht mehr apathisch und ließ sich auch nicht mehr treiben. Jetzt weinte sie!

Bilder der Vergangenheit, die längst nicht so fern war, wie sie es gern gehabt hätte. Bilder aus einem anderen Leben, für das sie sich allerdings verantwortlich fühlte.

Queen Quendolain wußte, daß sie nicht aus eigenem Antrieb anders geworden war, sondern letztlich durch Oxyd.

Sie erwachte vollends und öffnete die Augen.

Oxyd! Der harte Felsen des Plateaus erzeugte schmerzliche Druckstellen in ihrem Rücken. Der Himmel war ein milchiger Schleier, in den Farbmuster eingewoben waren. Quendolain verglich es mit Nebel, in dem jemand farbige Rauchbomben detonieren ließ. Die farbigen Schwaden verteilten sich allmählich und erzeugten sich ständig verändernde Muster.

Sie wandte den Blick.

Oxyd! Die kahle Ebene reichte bis zu einem nebligen Horizont. Es war anders geworden. Das Chaos fehlte. Oxyd erschien nicht so wie vor der Logenarbeit.

Oxyd! Du hast uns alle verändert und die schlimmsten Soldaten, die jemals von der Menschheit hervorgebracht worden waren, wieder zum Menschsein zurückgeführt. Aber ich leide unter meiner Vergangenheit, weil ich nichts tun kann, um alles wiedergutzumachen. Die Toten sind tot und die Krüppel und die Eingekerkerten durch mich allein nicht zu retten.

Ich sitze hier auf einem Felsplateau und betrachte das von dir, Oxyd, was sich mir darstellt. Ja, du bist eine Gefahr für das Universum, und doch bist du unser bester Freund. Ein ungestümer Freund, der nicht weiß, was er tut. Jemand muß dich leiten, muß dich führen, damit du nicht noch mehr Schaden anrichtest. Wir wären es dir schuldig, aber wir sind einfach zu schwach. Das hat die letzte Logenarbeit deutlich gemacht.

Zugegeben, wir haben Unglaubliches geleistet, doch das Unglaublichste ist noch nicht genug. Es muß noch viel mehr getan werden, um dich sozusagen auf den rechten Weg zu bringen, mein Freund – so, wie du uns auf den rechten Weg brachtest.

Allein, wir wissen alle nicht einmal annähernd, was zu tun ist. Da nutzt es auch nichts, daß wir uns etwas vormachen und darauf hoffen, daß mit der Zeit auch die Erleuchtung kommt.

Quendolain zog die Beine unter den Körper und richtete sich ächzend auf.

Sie war noch zu schwach. Das einzige, was sie zu tun vermochte, war, ihren pessimistischen Gedanken nachzuhängen. Da war sie noch wesentlich besser dran als die anderen. Keiner von ihnen rührte sich.

Ihr Blick irrte zu Daktar hinüber.

Und dieser Blick wurde erwidert!

Quendolain erschrak. Die Augen von Daktar! In seinen Augen war die Mischung aus Todesverachtung, Haß und dem Willen zum Verständnis zu lesen. Er sagte nichts und schickte keinen Gedankenimpuls, aber Queen Quendolain wußte in diesem Moment, daß er an ihren Gedanken teilgenommen hatte.

Er war vielleicht schon vor ihr erwacht und wußte jetzt um die Vorgänge auf CREMIR.

Er wußte, daß sie eine Massenmörderin war!

Sie schüttelte den Kopf. »Ich war Soldat und war konditioniert wie jeder andere Gardist auch. Du weißt ja, daß alle Graugardisten sich einer Gehirnoperation unterziehen müssen, um zu emotionsreduzierten Befehlskillern zu werden. Ich sage es nicht, um mich zu rechtfertigen, sondern um die Zusammenhänge deutlich zu machen.«

Daktar schluckte schwer.

»Ich schäme mich so, Quendolain. Nein, ich möchte dich nicht verurteilen oder gar verachten – und doch tue ich es. Ich kann nichts dafür, denn ich kenne CREMIR!«

»Du …?« Sie konnte den Satz nicht vollenden.

»Ja, Quendolain. Ich war nach den Kämpfen dort – direkt nach der Sperrfrist. Es wurden neue Kolonisten gebraucht, weil die meisten ehemaligen Kolonisten getötet waren. Ihr habt nicht einmal vor Frauen und Kindern haltgemacht. Es war das Schlimmste, was ich jemals gesehen habe, obwohl die wichtigsten Spuren längst beseitigt waren. Und dich hat man für eine solche Tat sogar befördert!«

»Und du wurdest zum Terranauten!«

»Ja, Quendolain, ich habe vorher schon von dieser Organisation gewußt, sie aber für die sinnlose, weil unnötige Vereinigung von armen Irren gehalten. Nach CREMIR nicht mehr. Ich konnte nicht mehr passiv bleiben und so tun, als hätte ich mit der ganzen Angelegenheit nichts zu tun. Aber ich war in meinem danach beginnenden Kampf nicht sehr erfolgreich. Sonst wäre ich nicht in den Mondkerkern gelandet.«

»Begreifst du, Daktar, daß uns CREMIR zusammengebracht hat? Ich wäre ohne CREMIR keine Queen geworden und du kein Terranaut. Ich wäre mit der Terra I nicht in Weltraum II geraten, hätte mich nicht verändert – und du hättest die Reise auf Oxyd nicht mitgemacht. Wir hätten uns niemals kennen- und liebengelernt!«

Daktar stand auf und kam zu ihr. Er kniete sich hin und schloß sie in die Arme.

Sie weinte.

Er streichelte ihren Kopf und sagte mit bebender, Stimme: »Nicht ich muß dir verzeihen, sondern du mir! Ich liebe dich und habe es für einen Moment vergessen, weil ich CREMIR oder das, was die Gardisten von der Kolonie übriggelassen hatten, vor mir sah. Ich werde alles tun, um dich die schlimme Vergangenheit vergessen zu lassen, denn damals warst du Quendolain, die Gardistin, und heute bist du die Quendolain, die zu mir gehört.«

Sie küßten sich, und alles sah so aus, als hätte es keine Bilder aus der Vergangenheit gegeben.

Ein kurzes Zwischenspiel. Wahrscheinlich würde es sich wiederholen, denn Daktar hatte recht: Quendolain brauchte seine Hilfe. Die Träume aus ihrem anderen Leben, aus ihrem Gardistenleben, kamen immer häufiger – und sie wurden immer schlimmer. Obwohl sie nur einen Bruchteil so schlimm waren wie die

Wirklichkeit.

Daktar dachte: Sie muß eines Tages die Chance haben, etwas wirklich Großartiges und Außerordentliches für die Menschheit zu tun. Sonst zerbricht sie daran, was sie der Menschheit Schlimmes angetan hat!

Ein in dieser Situation wahnsinnig anmutender Gedanke, da sie hilflos auf einem Felsplateau kauerten und noch immer ausgelaugt und erschöpft waren.

Die anderen Veränderten erwachten auch nach und nach. Quendolain und Daktar schauten zu.

*

Es dauerte lange, bis die Veränderten in der Lage waren, aus dem Erlebten ein Resümee zu ziehen. Dominierend war dabei das Gefühl der Niedergeschlagenheit und Ohnmacht.

Eine Treiberin faßte es in die Worte: »Wir werden letztlich versagen. Oxyd hat auf unsere Arbeit reagiert. Seht den Himmel, und seht den Horizont. Anscheinend hat sich das Energiefeld um uns herum weiter stabilisiert. Können wir es wagen, erneut eine Superloge zu bilden und uns dabei umzubringen? Was geschieht danach mit Oxyd? Wir haben alle an den Gedanken unserer Logenmeisterin Quendolain teilgenommen. Sie ist die beste Logenmeisterin, die wir uns denken können, denn sie hat uns so geführt, wie es im Sinne aller war. Jede Phase der Unternehmung blieb in unserem Gedächtnis haften. Und jetzt wissen wir deutlicher denn je, daß wir Gefangene von Oxyd sind und nur noch hoffen können, daß die zu erwartende Katastrophe letztlich ausbleibt.«

Eine andere warf erregt ein: »Wir sind jetzt außerhalb der Galaxis!«

»Es gibt auch außerhalb Sonnen, nämlich sogenannte Außenseitersonnen. Und es existieren Radiosterne, Neutronensterne und sogenannte Schwarze Löcher. Vielleicht sogar direkt auf unserem Fluchtweg? Möglicherweise hat die Kollision mit einem dieser Objekte wesentlich schlimmere Auswirkungen, als würden wir nur auf eine normale Sonne treffen.«

»Eine Horrortheorie, die noch unbewiesen ist.«

»So unbewiesen wie der Umstand, ob wir bei unserer Aktion wirklich erfolgreich waren. Vielleicht sind wir einem Selbstbetrug zum Opfer gefallen? Das mit der Wahrnehmung der Wirklichkeit ist so eine Sache. Wer könnte mehr darüber sagen als wir? Es gibt Millionen von Menschen, die Max von Valdec zujubeln, obwohl sie nur Nachteile

durch ihn haben. Aber sie halten ihn für den großen Führer und Erretter der Menschheit. Ein Selbstbetrug, obwohl dieselben Menschen sehr gute Möglichkeiten haben, sich eines Besseren zu besinnen. Im Gegensatz zu uns!«

Quendolain sah es an der Zeit, in die Debatte einzugreifen: »Es bleibt dennoch die Frage nach unserer Zukunft. Was sollen wir tun? Ich kann das nicht allein entscheiden. Weil ich weiß, daß es im Grunde nur zwei Möglichkeiten gibt – nach wie vor: entweder die Augen vor den Tatsachen zu verschließen oder nach einer Phase ausreichender Erholung erneut eine Superloge zu bilden, um die Lage außerhalb von Oxyd zu sichten – und notfalls wieder einzugreifen, falls das überhaupt möglich ist.«

Abermals wollte eine Debatte beginnen.

Quendolain sah darin wenig Sinn. Deshalb rief sie mit schneidender Stimme: »Ich schlage eine Vorabstimmung vor!«

Viele waren dafür.

»Also los dann: Wer ist für eine Superloge nach einer gewissen Phase der Erholung?«

Es gingen viele Arme hoch.

»Gegenprobe: Wer ist dafür, einfach noch abzuwarten?«

Quendolain zählte fünfzehn Hände.

»Enthaltung?«

Diesmal zählte sie fünf. Auch Daktar stimmte für Enthaltung. Quendolain selber hatte ihre Hand beim ersten Mal gehoben, denn sie war für die Superloge.

Die Versammlung löste sich auf. Daktar schritt an der Seite seiner Gefährtin zur Wohnhöhle.

»Du bist gegen die Superloge?« erkundigte sich Quendolain unterwegs zurückhaltend.

»Das hat niemand behauptet«, antwortete Daktar verkniffen.

»Und warum hast du dich dann deiner Stimme enthalten?«

»Weil ich gegen die Erholungsphase bin.«

»Was hättest du für einen Vorschlag, der besser wäre?«

»Gar keinen, Liebes. Deshalb habe ich mich auch nicht zu Wort gemeldet. Und ich habe Angst.«

»Wovor?«

»Daß wir überhaupt nicht zur Erholung kommen! Es ist nur so ein Gefühl. Eigentlich war ich noch nie ein Hellseher, aber ich befürchte, daß es vor der Bildung der Superloge bereits zu einer Entscheidung kommt. Wir hatten bisher Glück und sollten das zu schätzen wissen. Wir hatten genügend Gelegenheit, uns Oxyd und seinen Bedingungen

neuerlich anzupassen. Diese Phase ist jetzt abgeschlossen. Wir haben uns etabliert, wie es so schön heißt. Es wäre nur logisch, wenn es jetzt zur nächsten Phase kommen würde – zu einer Phase, die eigentlich schon viel zu lange auf sich warten läßt. Oder glaubst du wirklich, die Katastrophe blieb bislang aus, nur weil Oxyd nicht ganz den Weg in Weltraum I zurückgefunden hatte? Nein, Liebes, ich bin vielmehr der Meinung, daß wir es hier mit einem überaus gnädigen Zufall zu tun haben. Eine Glückssträhne hat es so an sich, daß sie plötzlich endet. Es wird ein böses Erwachen geben.«

Quendolain sagte nichts darauf, weil sie im Grunde genommen Daktars Meinung teilte. Aber was nutzte das? Welche Möglichkeiten hatten sie denn überhaupt außer der Bildung einer Superloge, deren Einflußmöglichkeit auf Oxyd ungewiß blieb?

Ja, deshalb sagte sie nichts. Sie hoffte nur, daß sie beide unrecht hatten.

Als sie den Höhleneingang erreichten, zeigte sich, daß alle Hoffnungen umsonst waren.

Die Höhle von Quendolain und Daktar war am weitesten vom Felsplateau entfernt. Deshalb waren sie jetzt auch die einzigen, die es sahen.

Es kündigte sich an mit einem gewaltigen Rauschen, dem ein Donnern und Brausen folgten.

Automatisch flogen ihre Köpfe herum.

Bislang hatte sich Oxyd ihnen gegenüber tatsächlich wie ein Freund verhalten – allerdings wie einer, der einem die Freundschaft recht Schwermachte. Und was war jetzt geschehen? Die Ordnung des Himmels war gestört. Es schwebten keine Farbmuster mehr durch den milchigen Schleier, sondern ein Glutball war entstanden, der direkt auf sie zuraste.

Er wirkte wie eine Riesenfaust, dazu geeignet, sie alle zu zerschmettern.

Das Donnern kam von ihm.

»Alarm!« schrie Quendolain und rannte los. Daktar blieb dicht hinter ihr. Er konnte durchaus mithalten mit dieser durchtrainierten Frau.

Die Veränderten erschienen in den Höhleneingängen. Ihre Gesichter drückten Verständnislosigkeit aus.

Alle blickten zu dem Glutball empor, der sich rasch vergrößerte, um zu einem riesigen Gebilde anzuwachsen.

Jemand kreischte: »Das ist Oxyds Rache dafür, daß wir die Superloge gebildet haben!«

Das erzeugte Panik. Die meisten waren gar nicht mehr bereit, dem Ruf von Quendolain zu folgen und zum Plateau zu eilen.

Quendolain und Daktar waren die ersten, die beim Plateau anlangten. Sie drehten sich herum und sahen eine Gruppe von Veränderten, die in die entgegengesetzte Richtung flüchteten.

»Halt!« brüllte Quendolain mit befehlsgewohnter Stimme. Die Gruppe kümmerte sich gar nicht um sie.

»Ihr verdammten Narren, es gibt kein Entrinnen. Auf dem Plateau stehen wir zwar wie auf dem Präsentierteller, aber auch in den Höhlen sind wir nicht sicher.«

Es nutzte nichts.

Die anderen Veränderten begannen zu zögern. Plötzlich bildeten sie alle Front gegen Quendolain. Sie hatten die Vermutung gehört, daß durch die Superloge letztlich eine Katastrophe eingeleitet worden war. Eigentlich hätten sie es besser wissen müssen, doch sie brauchten jemanden, bei dem sie ihre in der Angst geborenen Aggressionen abladen konnten.

Auf einmal wurde Quendolain ganz ruhig. Sie war jetzt die eiskalte Queen. Oben stand sie, mit leicht gespreizten Beinen, einem harten Gesichtsausdruck und fanatischen Augen, die von innen heraus zu glühen schienen.

Selbst Daktar, der neben ihr stand, erschrak. Er spürte eine Gänsehaut auf dem Rücken.

Das war nur eine Ahnung von dem, was Quendolain einst zur Queen hatte werden lassen.

Sie war so ruhig und beherrscht, als gäbe es kein Donnern und Brausen mehr über ihren Köpfen und kein heranrasendes Etwas, das sie alle erschlagen wollte.

Und dann nannte Quendolain Namen. Sie begann mit denen, die einst zu ihrer Besatzung gehört hatten: »Centurio Claudette, Hauptmann Daryl, Hauptmann Santos …« Sie vergaß keinen einzigen. Und dann fuhr sie fort: »Hauptmann Ramus!« Er war schon unterwegs, weil er als einziger erkannt hatte, wie unsinnig es war, sich ausgerechnet jetzt gegen Quendolain zu wenden.

Und wie gefährlich!

Für Quendolain spielte Zeit offenbar keine Rolle mehr. Sie nannte alle Namen und erreichte mit ihrer Stimme, die selbst das Donnern und Brausen übertönte, auch die flüchtende Gruppe, die sich inzwischen recht weit entfernt hatte.

Queen Quendolain unterstützte ihre Stimme nicht einmal mit einem entsprechenden PSI-Impuls. Wahrscheinlich deshalb, weil sie ihr noch

immer in der Erholungsphase befindliches PSI-Potential schonen wollte. Gewiß aber auch, weil es nicht notwendig war.

Denn die Gruppe blieb stehen und wandte sich um.

Queen Quendolain sagte nur noch ein einziges Wort: »Sofort!«

Wie geprügelte Knaben kamen sie – oder wie konditionierte Gardisten.

Daktar betrachtete seine Gefährtin von der Seite und wollte es einfach nicht glauben.

Er wußte von sich selbst, daß er auf andere eine starke Wirkung hatte. Er war eine Führernatur, der man gern folgte. Er war eine außerordentliche Erscheinung mit einer Ausstrahlung, die Stärke und Entscheidungskraft suggerierte.

Aber gegen Quendolain fühlte er sich wie ein Nichts.

War er der Virtuose, war sie das Genie.

Eine solche Macht über Menschen war mehr als das größte PSI-Potential. Mit ihr konnte man zur rechten Zeit und am rechten Ort praktisch die Welt aus den Angeln heben. Aber eine solche Macht war eine ständige Gefahr, denn sie beruhte in Wahrheit nur auf der menschlichen Unzulänglichkeit, sich selbst zu kontrollieren.

Daktar atmete auf, denn er wußte, daß Quendolain dies genauso sah. Solange aber die Veränderten hier noch von alten Denkmustern beherrscht wurden, mußte man auch in diesen Mustern zu ihnen sprechen, und das hatte Quendolain getan. Mit Erfolg.

Er blickte zu dem Riesenball empor, der mit ihrer Vernichtung drohte.

Allein die Nähe von Quendolain genügte, um ihm die Angst zu nehmen. Als könnte ihnen dank Quendolain überhaupt nichts mehr passieren.

Und dann kam ein Gedanke, der wieder Unbehagen weckte: Falls wir das überleben sollten, wird es schwer sein, wieder zur Demokratie innerhalb der Gruppe zurückzukehren. Quendolain ist zum ersten Mal, seit ich sie kenne, die autoritäre Queen. Selbst wenn sie diese Rolle wieder ablegt, wird man es nicht mehr vergessen können.

Die Veränderten hatten sich versammelt. Sie kauerten sich auf Geheiß ihrer Führerin nieder und reichten sich die Hände.

Jedem war klar, daß sie viel zu geschwächt waren, um eine wirksame Loge bilden zu können. Ja, es, war sogar äußerst gefährlich. Doch hatten sie überhaupt eine Wahl?

*

Der Zusammenschluß der Gedanken erhob sich über das Plateau. Ursprünglich hatte Quendolain geplant, einen PSI-Schirm zu ihrem Schutz zu errichten. Doch das Potential war einfach zu geschwächt. Deshalb trieb sie den Zusammenschluß dem Objekt entgegen, das auf sie zuraste.

Sie wußte nicht, wie weit es war, noch, um was es sich handelte.

Das Plateau blieb unter ihnen zurück. Immer wieder bestand die Gefahr, daß einer aus der Loge ausbrach, doch Quendolain griff jedesmal rechtzeitig ein.

Sie mußte äußerst vorsichtig sein, um die Loge nicht zu überfordern.

Und dann hatten sie ihr Ziel erreicht. Es war eine Überraschung besonderer Art.

Der Schock war so groß, daß die Loge für Augenblicke zusammenbrach. Diesmal konnte auch Quendolain nichts dagegen tun. Alle Eindrücke verschwammen. Sie spürte ihren Körper, der auf dem Felsplateau lag, und hörte das donnernde Inferno des heranrasenden Flugkörpers. Nur noch Sekundenbruchteile bis zum Aufprall.

Nichts und niemand konnte das überstehen.

In ihrer Verzweiflung zwang Quendolain die Gedanken der Logenmitglieder unter ihre Knute und widmete sich erneut dem Flugobjekt.

Es handelte sich um ein Raumschiff!

Ein seltsam geformtes Etwas, wie willkürlich mit Farbe übergossen, von bizarrem Aussehen, mit viel zu vielen Schnörkeln und Verzierungen, die sicherlich die Flugeigenschaften unnötig beeinträchtigten. Ein verspielter Spindelkörper, um den Bauteile angeordnet waren. Bruchstellen zeigten, daß ein Großteil der Bauteile abgerissen war. Kein Wunder bei den Gewalten, denen das Raumschiff ausgesetzt war. Es glühte hell. Jegliche Steuerung war ausgefallen. Das Schiff war ein Spielball von Oxyd-Energien geworden.

Quendolain warf das gesamte PSI-Potential dem Schiff entgegen – zumindest das, was nach der Logenarbeit davon übriggeblieben war.

Das Schiff geriet tatsächlich aus der Bahn. Es änderte unfreiwillig den Kurs und raste auf die Ebene zu.

Quendolain versuchte mit aller Gewalt und mit Unterstützung ihrer Loge, den Flug weiterhin zu steuern, um den Absturz zu verhindern. Dabei kam sie zwangsläufig in Kontakt mit den Wesen, die im Innern des Schiffes hockten.

Es waren Gedankenfetzen, Bildeindrücke und Gefühlsausbrüche. Die Wesen waren völlig desorientiert, nahe dem Wahnsinn. Sie sahen und

hörten nichts, weil das Inferno ihre Sinne beherrschte.

Ihre Erinnerungen, die Quendolain, ohne es zu wollen, in sich aufnahm, waren völlig unverständlich, und es gab auch keine Zeit, sich näher damit zu beschäftigen.

Das Raumschiff erreichte die Ebene nicht.

Quendolain hatte es geschafft!

Das Raumschiff ließ Staub und Felstrümmer aufwirbeln und jagte mit ungeheurer Geschwindigkeit über die Ebene hinweg. Am dunstigen Horizont verlor es sich.

Zurück blieb die erschöpfte Superloge: die meisten bewußtlos und auch Quendolain dem Tode näher als dem Leben.

Sie lag am Boden und war nicht einmal mehr in der Lage, die Hand nach Daktar auszustrecken, der direkt neben ihr lag.

Daktar verdrehte die Augen, daß nur noch das Weiße sichtbar war. Sein Gesicht wirkte seltsam transparent. Der kalte Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Es hatte den Anschein, als wäre Daktar am Ende.

Sie hatten innerhalb von relativ kurzen Abständen Übermenschliches geleistet. Ein Wunder, daß sie überhaupt noch lebten.

Nur Oxyd kann uns helfen, dachte Quendolain und wehrte sich nicht mehr gegen die gnädige Bewußtlosigkeit.

Aber sie nahm den Namen Oxyd mit in das Reich der Finsternis und der Traumlosigkeit.

Irgendwann tauchte ihr Bewußtsein wieder an die Oberfläche – sehr mühsam und sehr gehemmt. Sie hatte keine Ahnung, wieviel Zeit vergangen war. Es konnten Stunden sein oder nur Sekundenbruchteile. Zeit spielte keine Rolle.

Es begann mit den Gedanken an Oxyd.

Dieser Planetoid hatte seinen Namen wegen seiner besonderen Farbe erhalten. Oxyd war ursprünglich grün gewesen, wie oxydiertes Kupfer. Niemand wußte mehr den ursprünglichen Namen. Oxyd war in die Kataloge aufgenommen worden. Reiner Zufall, daß man ausgerechnet diesen Asteroiden für das Transmitterexperiment ausgewählt hatte.

Quendolain ging in der Erinnerung den Weg ihrer Veränderung. Die Energien von Oxyd hatten auf ihren Körper und auf ihre Seele gewirkt. Die Energien hatten sie durchdrungen und letztlich einen Teil von ihr weggespalten, um ihn Weltraum II zu überlassen. Für immer?

Und Quendolain rief nach diesem Teil. Sie wollte endlich wissen, was aus ihrem zweiten Ich geworden war.

Es gelang! Es bereitete keinerlei Mühe und war so einfach, daß Quendolain hätte schreien mögen. Wieso hatte sie es nicht vorher versucht?

Gleichzeitig fühlte sich Quendolain auf eine seltsame Weise gestärkt. Energien flossen durch sie hindurch und strömten in Weltraum II. Sie wußte nicht, ob diese Energien Schaden anrichten konnten. Es war ihr auch nicht möglich, es herauszufinden.

Sie spürte ihr zweites Ich und wurde eins mit ihm.

Jetzt existierte Quendolain nicht allein auf Oxyd, sondern auch in Weltraum II. Und dort war sie keineswegs erschöpft und am Ende ihrer Kräfte. Sie war einsam und verloren, war umhergeirrt ohne Ziel und ohne Chance, ihre Bestimmung zu finden, ähnlich einer Banshee, den verlorenen Seelen von Weltraum II.

Eine besondere Art von Wahnsinn.

Die endgültige Trennung erfolgte, nachdem Oxyd damals von Cantos, dem Außerirdischen, aus dem Sonnensystem verbannt worden war. Damals war es so erschienen, als könnte es niemals mehr eine solche Verbindung geben.

Doch die Bedingungen hatten sich grundlegend verändert.

Lag es wirklich daran, daß sich Oxyd endlich auch innerlich zu stabilisieren begann – vielleicht durch die ständigen Impulse der Superloge? –, auch wenn kein direkter Zusammenschluß erfolgte?

Eine noch unbewiesene Annahme.

Aber es blieb die Tatsache, daß Oxyd die Kontaktaufnahme nicht mehr verhindert hatte.

Quendolain konnte auf zwei Erinnerungen zurückgreifen: Da waren ihr Leben in Weltraum II, ihr Umherirren in unbekannten und unverständlichen Räumen. Sie hatte auch hier eine eigene Vorstellungswelt entwickelt, um sich besser zurechtzufinden. Doch die Energien von Weltraum II hatten ihr nicht geholfen.

Eine wichtige Erkenntnis blieb: Weltraum II war nur für den feindlich, der in ihm nichts zu suchen hatte! Quendolain war immer wieder auf fremde Wesenheiten getroffen, obwohl es keinen Kontakt hatte geben können. Soweit hatte sie sich noch nicht entwickelt. Es würde noch sehr lange dauern, falls nicht etwas Unvorhergesehenes eintrat.

So wie jetzt! dachte sie.

Die beiden so unterschiedlichen Erfahrungen – mit Weltraum II auf der einen und mit Oxyd auf der anderen Seite – versorgten sie mit einem neuen Bild:

Oxyd veränderte nicht nur die Menschen, die seine Gefangenen

waren, sondern auch sich selbst!

Eigentlich erschien ihr das zweite Ich absolut fremdartig – zumindest, bevor es den Erfahrungsaustausch gegeben hatte und beide Erinnerungen zu einer Einheit zusammenschmolzen. Umgekehrt war es genauso.

Und ihr zweites Ich hatte eine gewisse Objektivität, was Oxyd betraf, weil es nicht mit ihm gewachsen war.

Quendolain speicherte sämtliche Erinnerungen und führte die Trennung herbei.

Noch hatte sie nicht alles aufgearbeitet, was sie erfahren hatte. Außer einem: Von nun an würde es immer wieder möglich sein, mit ihrem zweiten Ich zusammenzukommen.

Sie hätte sogar mit ihm verschmelzen können, doch das wollte sie nicht.

Ihr Ich in Weltraum II war eine Art Ruckversicherung.

Nicht, weil Quendolain ihre Gefährten im Stich lassen wollte, falls es wirklich einmal gefährlich werden sollte. Es hatte einen anderen Grund: Ihre besondere Verbindung mit Weltraum II ermöglichte es ihr, unter besonderen Umständen viel schneller neue Kraft zu schöpfen.

Queen Quendolain öffnete die Augen und fühlte sich, als wäre sie niemals geschwächt gewesen.

Energien von Weltraum II hatten sie zu einer Supertreiberin werden lassen, obwohl sie niemals zuvor PSI-Begabungen gezeigt hatte. Dieselben Energien hatten sie diesmal gestärkt.

Die beste Erfahrung dabei war, daß sie keineswegs von Oxyd abgestoßen wurden.

Ein klarer Beweis dafür, daß sie unbewußt gelernt hatte, den Abwehrmaßnahmen von Oxyd vorzubeugen.

Das ließ sie neue Hoffnung schöpfen!

*

Queen Quendolain sprang auf und wandte sich an die ehemalige Besatzung der TERRA I. Sie waren insgesamt zehn. Jeder von ihnen hatte einen besonderen Bezug zu Weltraum II.

Quendolain schickte ihnen einen starken Gedankenimpuls, um ihnen ebenfalls den Weg nach Weltraum II zu ebnen.

Es gelang ihnen mit der gleichen Leichtigkeit wie ihr zuvor. Eine erstaunliche Tatsache, wenigstens zunächst. Bis sie die gleichen Erfahrungen gesammelt hatten.

Zehn Gehirne denken besser als eins. Als die anderen ihre Augen

aufschlugen, standen sie noch immer in Verbindung mit Quendolain.

Sie dachten: Vor allem gelang die Verbindung deshalb, weil uns die Äquivalente unseres Daseins in Weltraum II gefolgt sind! Sie sind hier, in einer parallelen Ebene. Oxyd selbst muß sie angelockt haben, denn da alles mit ihm begonnen hat, haben sie ebenfalls zu ihm einen besonderen Bezug.

Auch sie begannen wieder zu hoffen.

Gemeinsam widmeten sie sich den anderen, um ihre neue Kraft in die Erschöpften fließen zu lassen und sie zu stärken – wenigstens so weit, daß sie ihre Bewußtlosigkeit überwanden und wieder ansprechbar waren. Eine echte Erholungsphase konnte damit nicht ersetzt werden.

Am Ende saßen sie wieder alle zusammen. Gemeinsam blickten sie über die Ebene – in die Richtung, in der das fremdartige Raumschiff verschwunden war.

Irgendwie waren sie alle sicher, daß es wiederauftauchen würde.

Hatte es eine Kreisbahn eingeschlagen?

Es gab nicht einmal mehr Spuren des Vorfalls.

»Ich weiß nur eines, und das wissen wir alle«, knurrte Hauptmann Daryl, »die Fremden im Schiff nannten sich Carmas und waren ziemlich schlecht auf uns zu sprechen.«

»Kein Wunder«, meldete sich Hauptmann Santos zu Wort. »Ich habe noch ein Bild in Erinnerung: drei schwankende, riesige Türme, von denen einer gerade zerbricht, und davor ein fliegendes Etwas wie ein großer Raumgleiter. Ein Bild der Zerstörung, und im Hintergrund ein mächtiger Körper, von dem eine bedrohliche Ausstrahlung ausging: Oxyd! Vielleicht ein Zerrbild, weil es der Erinnerung eines Wesens entnommen ist, das nahe dem Wahnsinn war? Auf jeden Fall der Beweis dafür, daß die Katastrophe bereits begonnen hat. Oder zweifelt jemand daran, daß Oxyd gerade dabei ist, ein Sonnensystem auszuradieren? Und dieses System ist mit Sicherheit bewohnt, sonst hätten sie kein Raumschiff geschickt. Leider haben die Wesen hier noch keine Ahnung davon, wie sinnlos eine solche Aktion ist.«

Quendolain blieb zunächst in der Rolle der stillen Zuhörerin. Spontan erhob sie sich.

»Bedenkt, daß wir keinerlei Möglichkeiten haben, Oxyd zu verlassen, um effektiv eine Ortsbestimmung durchzuführen. Möglicherweise ist es auch von außerhalb leichter, die Flugbahn zu korrigieren.«

»Du meinst …?« Daktar verstummte überrascht.

»Ja, Daktar, ich meine, daß dieses Raumschiff eine wichtige Chance

für uns ist. Selbst wenn der Antrieb nicht mehr funktioniert: Wir sind fähige Treiber! Unser gemeinsamer Wille dürfte genügen, um das Schiff flugfähig zu machen.«

»Dann könnten wir gleich Materie von Oxyd nehmen und damit versuchen …«, begann einer mit seinem Einwand, doch Quendolain schnitt ihm das Wort ab:

»Nein!«

Sie schöpfte tief Atem und lieferte danach die Begründung für ihre Ablehnung: »Es gibt keine Oxyd-Materie mehr, die natürlich entstanden ist. Alles, was wir hier sehen und als feste Materie empfinden, ist nichts anderes als manifestierte Oxyd-Energie. Und die ist abhängig von Oxyd. Wir können sie nicht einfach nach außerhalb transportieren.«

Sie warf einen Blick in die Runde.

»Wir sind auf dieses Raumschiff angewiesen, und falls es nicht mehr auftauchen sollte, müssen wir uns auf die Suche danach machen. Dabei bleibt nur zu hoffen, daß wir auf eine noch lebende Mannschaft treffen. Sie könnte uns nämlich sehr wichtige Informationen liefern.«

»Und wenn es wirklich abgestürzt ist?«

»Wir müssen es finden!« wiederholte Quendolain unbeirrt. »Auch wenn wir dafür dieses ganze Miniuniversum durchforschen. Viel Zeit haben wir allerdings nicht. Aus zweierlei Gründen: Erstens wissen wir, daß sich erneut eine Katastrophe anbahnt, in sattsam bekannter Art und Weise, und zweitens wird jeder Körper, der Oxyd zu nahe kommt, sehr schnell angepaßt. Dafür sorgen die hier herrschenden Energien zur Genüge.«

»Dann frage ich mich, wieso wir überhaupt noch herumdiskutieren!« beschwerte sich jemand.

Daktar blickte in die Richtung des Sprechers und dachte: Aha, das sind die Nachwirkungen von Quendolains autoritärem Auftreten. Sie hätte vielleicht diese »Queen-Haltung« weiterpraktizieren sollen. Statt dessen ist sie wieder die demokratische Führerin der Gruppe geworden. Hoffentlich gibt es keine Schwierigkeiten.

Quendolain reagierte völlig unerwartet. Sie lächelte sanft und sagte, ohne den Mann anzusehen: »Solange du dich selber fragst, brauche ich gottlob keine Antwort zu geben.«

Ein Teil der Veränderten lachte.

Bis ihnen der Ernst ihrer Situation wieder bewußt wurde.

Und da kehrte das Raumschiff wieder zurück. Keiner hatte eine Ahnung, wieviel Zeit inzwischen vergangen war. Mindestens zwei Stunden jedenfalls.

Das Raumschiff hatte noch immer eine ungeheure Geschwindigkeit, als würde die Pseudoatmosphäre von Oxyd entgegen aller physikalischer Erfahrung kaum eine Bremswirkung ausüben. Über die Berge kam es. Direkt über die Köpfe der Veränderten führte die Flugbahn.

»Es war lange unterwegs, um eine einzige Umrundung durchzuführen. Dabei hat sich seine Geschwindigkeit nur unwesentlich verringert.« Daktar sagte es leise genug, um nur von Quendolain verstanden zu werden.

»Ich schlage vor, Queen, du läßt das Ding fliegen, bis es wieder zurückkehrt. Es wird gewiß nicht abstürzen, denn du siehst ja, daß es sogar noch höher fliegt als vorher.«

Quendolain nickte. »Du hast recht, Daktar. Wenn wir abwarten, erhalten wir wenigstens eine Ahnung davon, wie groß Oxyd inzwischen geworden ist!«

»Ja, und welche Eigenschaften er noch hat – außer der, uns ständig von einer mißlichen Lage in die nächste zu manövrieren«, sagte Daktar zähneknirschend.

*

Nachdem Quendolain alle informiert hatte, warteten sie. Die Veränderten waren bereit. Sie hatten sich die Hände gereicht. Quendolain brauchte ihnen nur das verabredete Zeichen zu geben.

Nach einer Stunde wurden sie ungeduldig. Quendolain und Daktar erwogen bereits, ob sie schon jetzt die Superloge zusammenschließen und nach dem Raumschiff suchen sollten.

Sie warteten noch eine weitere halbe Stunde und berieten sich dann mit den Veränderten.

Inzwischen hatte sich die Sorge breitgemacht, daß das Raumschiff vielleicht an anderer Stelle abgestürzt war.

Die Superloge wurde gebildet. Wie vorher schon reichten sich die Veränderten die Hände. Der Körperkontakt machte den Zusammenschluß leichter.

Quendolain kontrollierte die PSI-Kräfte. Dabei spürte sie aufkeimende Ablehnung ihr gegenüber. Sie würde eine Entscheidung treffen müssen. Es gehörte zum demokratischen Prinzip, daß sich der Führer ständig beweisen mußte, daß man ihn immer wieder auf die Probe stellte. Aber es gehörte zum militärischen Prinzip, daß die Rolle des Führers nicht in Frage gestellt werden durfte.

Sollte sie sich für einen der beiden Wege entscheiden, oder gab es

den goldenen Mittelweg?

Quendolain widerstrebte die Rolle des unfehlbaren Führers. Sie wäre gern der Partner von allen geblieben. Im Moment schob sie die endgültige Entscheidung noch vor sich her mit der Maßgabe, zur gegebenen Zeit, dann, wenn es notwendig wurde, das demokratische Prinzip zu verlassen und härtere Töne anklingen zu lassen.

Wie es schon geschehen war.

Sie knirschte kaum hörbar mit den Zähnen und schickte Daktar einen kurzen Gedankenimpuls.

Aber auch er war schon auf die Ablehnung aufmerksam geworden. Es gab einige Veränderte, die an Quendolain und an ihrer Qualifikation zu zweifeln begannen.

Vielleicht sollte ich mich mit diesen Zweifeln einmal näher beschäftigen, überlegte sie. Möglicherweise sind sie nicht ganz unberechtigt. Ein Irrtum meinerseits kann in der Tat beträchtliche Auswirkungen haben.

Quendolain konzentrierte sich wieder auf die Logenarbeit. Zwangsläufig mußte sie sich auf die Zweifler konzentrieren, damit nicht die Gefahr bestand, daß sie aus dem Zusammenschluß ausbrachen.

Eine solche Loge zu führen, erforderte ein Höchstmaß an Sensibilität. Dennoch konnte es nur gelingen, wenn es ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl gab.

Und genau das war zur Zeit gefährdet.

Quendolain spürte aufkeimenden Ärger. Längst schon hätte die Loge »stehen« müssen. Sie bekam die Sache nicht im erwünschten Maße in den Griff.

Jetzt wandte sie sich den Zweiflern noch stärker zu.

Ohne Vorwarnung drang sie in deren Geist ein. Dabei nutzte sie die PSI-Energien der anderen Veränderten.

Das war ganz klar Mißbrauch, aber Quendolain sah keine andere Möglichkeit, wenn sie wirklich effektiv tätig werden wollte.

Die Zweifler wurden total überrumpelt. Quendolain zwang ihren Widerstand mit Leichtigkeit psionisch nieder.

Im nächsten Augenblick wälzten sich zwölf Veränderte schreiend auf dem Felsplateau. Ihre Gesichter waren schmerzverzerrt. In ihren weit aufgerissenen Augen stand beginnender Wahnsinn.

Quendolain zog sich zurück und rechtfertigte sich vor allen anderen: »Die Superloge muß funktionieren. Ich bin die Meisterin. Ihr habt es so gewollt. Und ich bleibe die Meisterin, bis es nicht mehr erforderlich ist!«

Ja, sie hielt das für eine Rechtfertigung, obwohl jedem klar war, daß Quendolain ihre Entscheidung gefällt hatte, auch wenn sie es vor sich und der Loge dergestalt kaschierte: Sie war jetzt die Machthaberin, die jeden bestrafte, der nicht in ihrem Sinne handelte. Sie war das Gesetz auf Oxyd.

Daktar äußerte sich nicht dazu. Er war ein Terranaut und als solcher gegen jegliche Bevormundung oder sogenannte Führungspersönlichkeiten. Er zweifelte an dem Sinn einer streng geordneten Hierarchie, in der jeder seinen genau umrissenen Platz hatte. Ein Führer sollte nur so lange bleiben, bis sich herausgestellt hatte, daß er nicht mehr geeignet war. Das setzte voraus, daß man Zweifel an seinen Qualifikationen niemals unterdrücken durfte.

Auf der anderen Seite mußte Daktar allerdings einsehen, daß ihre besondere Situation ein besonderes Verhalten erforderte.

Er hielt sich nicht deshalb zurück, weil er Quendolain liebte, sondern weil er sich im Konflikt befand.

Ähnlich wie Quendolain vorher selber. Mit dem Unterschied, daß Daktar nicht dieselbe Verantwortung trug.

Er integrierte sich wieder voll in die Loge.

Die Bestraften wurden von der Loge aufgenommen und vergaßen ihre Schmerzen.

Diesmal störten sie die Logenarbeit nicht mehr. Allerdings geschah dies nicht deshalb, weil sie überzeugt waren, sondern aus Angst vor weiteren Maßnahmen von seiten Quendolains.

Daktar dachte flüchtig daran, daß Quendolain mit ihrem Vorgehen ihre Gegnerschaft eher gestärkt hatte.

Doch das war ein Problem, das später erörtert werden mußte. Jetzt ging es um anderes.

Er verlor seine Gedanken an Quendolain, die Logenmeisterin, die bei den Grauen Treibern im allgemeinen Mater genannt worden war.

Aus Queen Quendolain war die Mater Quendolain geworden. Eine Mater ungewöhnlicher Art, denn sie war die erste, die eine so starke Loge zu steuern hatte.

Vierzig Veränderte – das war ein Potential, das keineswegs mit vierzig »normalen« Treibern zu vergleichen war!

Die Loge schickte ihre Fühler in die Welt um Oxyd. Sie verlor räumliche Vergleichsmöglichkeiten und ging davon aus, daß Oxyd planetengroß war.

So irrte der Zusammenschluß aller an der Loge beteiligten Geister, geführt von Quendolain, durch die unverständlichen Energien von Oxyd, ohne auch nur eine Spur des fremdartigen Raumschiffs zu

finden.

Als hätte es das Schiff niemals gegeben und als wären sie einem Trug zum Opfer gefallen.

Quendolain spürte wieder die Störungen einiger Zweifler, unterdrückte sie jedoch mit eiserner Gewalt.

Doch auch sie begann zu zweifeln.

Vielleicht hatte das von ihr entwickelte Wirklichkeitsmodell einen wichtigen Fehler, der zu diesem Fiasko geführt hatte?

*

Noch einmal umrundeten die PSI-Kräfte der Loge Oxyd. Ohne jeglichen Erfolg.

Quendolain kehrte nicht zum Felsplateau zurück, sondern tat etwas anderes: Sie begann, die sie umgebenden Energien zu analysieren. Das ging natürlich nur, wenn sie abermals ein Interpretationsmodell schuf.

Wie in der Wissenschaft üblich: Zunächst wird ein Denkmodell geschaffen. Anhand dieses Modells gibt es das erste Experiment innerhalb einer Versuchsreihe. Ziel ist, das Modell zu bestätigen oder aber seine Fehler zu erkennen. Verlaufen sämtliche Versuche positiv, hat sich das Modell bestätigt und kann somit als richtig erkannt werden. Gibt es Abweichungen, muß man das Denkmodell entsprechend berichtigen und kommt somit zum Versuchsmodell. Es geht so lange, bis man aus dem Modell eine These ableiten kann. Diese These wird mit anderen in Bezug gestellt. Es werden Lücken gesichtet, die man dann mit weiteren Denkmodellen, basierend auf bisherigen Erkenntnissen, auszufüllen versucht. Diese Denkmodelle werden wiederum in eigenen Versuchsreihen überprüft.

Die Gesamtheit aller auf diese Weise erarbeiteten Thesen ergibt schließlich das wissenschaftliche Weltbild.

Quendolain hatte auf ähnliche Weise die Wahrnehmung der Oxyd-Wirklichkeit ermöglicht und wollte nun die Oxyd-Energien ausloten. Denn sie dachte an die Möglichkeit, daß Oxyd in Wirklichkeit wesentlich größer war als angenommen.

Doch war Größe nicht relativ?

In diesem Sinne war es wichtig, Bezugspunkte herzustellen und ein Modell zu schaffen, mit dem man Vergleiche erzielen konnte.

Sie wandte sich nach den ersten ergebnislosen Analysen doch dem Felsplateau zu und erfaßte mit dem ihr zur Verfügung stehenden PSI-Potential die scheinbar seelenlosen vierzig Körper der Veränderten. Dies war eine gute Vorlage zum Größenvergleich. Jetzt brauchte nur

noch Oxyd als Körper erkennbar zu sein. Schon wußte Quendolain mehr über diese Welt, als sie noch vor Minuten zu hoffen gewagt hatte.

Kaum verließ sie das Felsplateau, als der Vergleich unmöglich wurde. Es fehlten die Anhaltspunkte. Der chaotische Energiemantel verzerrte den Raum so sehr, daß sie mit ihrem Größenmodell nichts anfangen konnte.

Quendolain hatte unwahrscheinliche Mittel zur Verfügung, indem sie mit dem Energiepotential von vierzig Veränderten operieren konnte. Doch das alles nutzte überhaupt nichts, wie es jetzt schien.

Wir können das Raumschiff nicht finden, indem wir uns auf die Suche machen. Oxyd ist nicht als Körper zu beschreiben. Er ist gewissermaßen ein Zustand. Die kahle Ebene, die Berge, ja, wir selber, sind lediglich eine Oase erkennbarer Wirklichkeit. Um das Raumschiff finden zu können, müßten wir die Wirklichkeit von Oxyd *gänzlich* erobern!

Das waren ihre pessimistischen Gedanken.

Aber es gab noch eine winzige Hoffnung: Da das Raumschiff zum zweiten Mal aufgetaucht war, hatte es zweifelsohne eine Umkreisung vollführt. Das setzte jedoch zumindest in diesem Punkt eine bekannte Gesetzmäßigkeit voraus!

Quendolain hakte hier ein. Allerdings in anderer Weise als vorher. Sie verfolgte nicht die gedachte Bahn des Flugkörpers, sondern versuchte, so etwas wie Schwerkraft »zu erkennen«. Denn Massenanziehung war die Grundbedingung für jedes »Orbitalverhalten«.

Es war nicht einfach. Die Logenmitglieder hatten als Menschen einen Schwerkrafteindruck, der dem der Erde entsprach. Das konnte eine Täuschung sein. Möglicherweise waren sie in der Lage, die Umgebung nicht nur zu interpretieren, sondern sogar so weit ihren Denkmodellen anzupassen, daß in der Ebene und am Versammlungsplatz eine andere Oxyd-Wirklichkeit entstand. Besser gesagt: Oxyd paßte seine Gesetzmäßigkeiten dem Zwang durch die Veränderten an.

Daß dies möglich war, zeigte allein schon die Begegnung von Daktar mit dem Drachen.

Sie hatten Einfluß auf die Oxyd-Energien – ohne allerdings so vermessen zu sein, den ganzen Oxyd verändern zu wollen.

Nur die Pseudoschwerkraft war eine allgemeine, noch unbekannte, aber zweifelsohne vorhandene Größe. Quendolain durfte keineswegs den Fehler machen und von dem bekannten Modell ausgehen. Sie

mußte vielmehr ein eigenes Modell schaffen.

Aber wie?

Sie kehrte zum zweiten Mal zum Felsplateau zurück und analysierte die Kräftewirkungen auf die psychische Zusammenballung der Logenenergie.

Ja, das war die Lösung ihres Problems! Diese Zusammenballung wurde nicht nur durch die veränderten Gehirne der Menschen ermöglicht, sondern vor allem auch von Oxyd-Energien. Also mußte es eine spürbare Wechselwirkung geben.

Quendolain erkannte im Wust der umgebenden Kräftefelder eines, das man durchaus als Gravitation umschreiben konnte. Jedenfalls war die Wirkung genauso.

Sie konnte sich mittels der Loge spielend dagegen wehren.

Das PSI-Potential wirkte jetzt wie eine Meßeinheit.

Ein g.

Das entsprach exakt der Erdschwerkraft.

Ein eher enttäuschendes Ergebnis, weil Quendolain einfach nicht glauben konnte, daß sie ausgerechnet auf Oxyd eine erdähnliche Bedingung antreffen sollten.

Sie schob es in der nächsten Phase ihrer gedanklichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen auf die Tatsache, daß die Umgebung der Loge tatsächlich vom Gedankenmodell der Menschen beeinflußt worden war und in diesem Bereich eben die gewohnte Schwerkraft entstehen ließ.

Es kam ihr gar nicht mal so fantastisch vor, daß es auf Oxyd unterschiedliche Schwerkraftverhältnisse geben könnte.

Quendolain trieb mit den Kräften der Superloge vom Plateau weg und tauchte in das Inferno der Oxyd-Energien.

Ihre vorangegangenen Messungen über dem Plateau waren jetzt eine bekannte Größe, die sie nur noch zu vergleichen brauchte.

Quendolain ließ die chaotischen Kräfte auf sich einwirken, ohne sie interpretieren zu können. Das Kreischen, Raunen, Schwirren, die irren Farbkaskaden, entstehenden Wirbel, Schwarzen Löcher, grellen Kleckse störten sie in keiner Weise.

Sie tastete sich durch alle sinnlos erscheinenden Wahrnehmungen hindurch bis zum bekannten Eindruck der Schwerkraft.

Der Vergleich konnte erfolgen.

Identisch!

Oxyd war ein eigenes Universum, was Energiehaushalt und Beschaffenheit betraf, doch es herrschte in diesem Wahnsinnsuniversum eine überall gleiche Schwerkraft von haargenau

einem g!

Quendolain dachte: Es ist das Fantastischste an allem. Vor allem auch deshalb, weil diese Schwerkraft auch eine Wirkung auf das umgebende Universum besitzt. Sonst hätte Oxyd nicht die Eigenschaft, auf Massenkonzentrationen zuzurasen.

Vielleicht ist die Gravitation als Naturgesetz innerhalb des bekannten Universums anders geartet als hier, doch die Ähnlichkeit ist nicht zu übersehen.

Ich muß es akzeptieren, auch wenn es noch so fantastisch ist.

Außerdem ist es ein wichtiges Hilfsmittel, wenn wir das Raumschiff suchen.

Ich kann jetzt die Bahn genau simulieren und muß das Schiff auf diese Weise finden.

Zumindest ist die Möglichkeit größer.

Und ich kann noch etwas tun: aufgrund des Zeitablaufs die Größe von Oxyd schätzen!

Sie kehrte sofort zum Plateau zurück. Es nahm nicht einmal Sekundenbruchteile in Anspruch. Die Logenarbeit erfolgte inzwischen sehr routiniert.

Ein Impuls genügte, um die Veränderten aus der Trance erwachen zu lassen.

Sie wirkten zwar leicht benommen, aber die Arbeit hatte kaum an ihren Kräften gezehrt.

Alle hatten an den Gedanken von Quendolain während der Logenarbeit teilgenommen. Deshalb mußte sie nichts erklären.

»Wer will zurückbleiben, um die Zeitschätzung durchzuführen?« fragte sie.

Quendolain fing einen Blick von Daktar auf. Er besagte nichts weiter als: Wieso fragst du sie? Willst du deine Führungsrolle schon wieder umgestalten? Das wäre ein deutliches Zeichen von Unsicherheit und würde von allen als Schwäche ausgelegt werden.

Quendolain lächelte. Ein eigenartiges Lächeln ohne Wärme und ohne Freundlichkeit.

»Du wirst diesmal an der Loge nicht teilnehmen, Daktar. Du bist zuverlässig und am besten geeignet dafür.«

Daktar nickte ihr nur zu. Zwar gefiel ihm der Gedanke nicht, für unbestimmte Zeit auf dem Felsplateau herumzuhocken und auf die »Rückkehr« der Superloge zu warten, doch es blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Befehl Folge zu leisten.

Zumal Quendolain nicht unrecht hatte.

Sie konnte kaum noch abschätzen, wem sie vertrauen konnte und

wem nicht.

Trotz aller Erfolge, die man ihr zu verdanken hatte. Ohne Quendolain wären sie alle noch im Chaos gefangen gewesen. Niemand zweifelte daran.

Es gehörte zur Natur des Menschen, daß er schnell vergißt und noch schneller die Umstände positiver Art als normal und naturgegeben betrachtet, ohne der Tatsache Rechnung zu tragen, daß nichts umsonst geschieht und daß es im Leben eines Menschen niemals »eingebaute Automatiken« gibt, sondern immer wieder andere Menschen, die auf die Geschehnisse beeinflussend einwirken – oder sie selbst!

Da meldete sich Ramus zu Wort. Er hob die Hand und sagte: »Vielleicht sollte *ich* Wache schieben? Daktar hat ein ungewöhnlich hohes Potential.«

»Du auch, Ramus! Zwei Seelen wohnen in dir«, erinnerte Quendolain.

»Zugegeben, aber Daktars Potential könnte bei der Logenarbeit sehr nützlich sein. Außerdem könnte ich zu euch stoßen, falls es erforderlich werden sollte.«

»Das traust du dir zu?«

»Ja, Quendolain. Ich bin zu einem neuen Wesen geworden und habe es geschafft, wenigstens einen Teil meiner Fähigkeiten auszuloten. Der Rest bleibt noch im Dunkel verborgen.«

Quendolain bewies, daß sie schnell Entscheidungen treffen konnte, auch wenn es darum ging, eine vorangegangene Entscheidung zu korrigieren.

»In Ordnung, Ramus!«

Der Loge gab sie einen Wink.

»Wir machen weiter!«

Die Trance begann und damit der Zusammenschluß der Potentiale. Ein wahrlich unbeschreiblicher Vorgang, den nur der begreifen konnte, der jemals in einer Loge gearbeitet hatte.

Das eigene Bewußtsein wurde nicht ausgeschaltet, sondern gleichgeschaltet mit anderen Bewußtseinen. Nicht in einer Art und Weise, die Eigeninitiative unmöglich machte, denn die Regungen von einzelnen hatten Auswirkungen auf die Gesamtheit. Nur einer konnte sie letztlich unterdrücken oder koordinieren – ganz nach Stärke und Intensität der Impulse: die Logenmeisterin!

Man brauchte dafür eine besondere Begabung, denn wenn Quendolain Fehler machte, konnte die Loge auseinanderbrechen oder aber so unkontrollierbar werden, daß die Logenmitglieder zu Schaden

kamen.

Bisher hatte Quendolain bewiesen, daß sie ihrer Aufgabe in optimalem Maße gerecht wurde.

*

Der simulierte Flug begann. Quendolain befand sich auf den Spuren des unbekannten Raumschiffs. Die Gedanken der Logenmitglieder waren schneller als das Schiff, wesentlich schneller.

Ihre Berechnungen sahen eine Bahn vor, die nicht mehr korrigierbar war, denn sie hatten unterwegs keinerlei Bezugsmöglichkeiten.

Außer der Schwerkraft, die auf uns einwirkt und damit die Richtung vorgibt! dachte Quendolain.

Ihre Geschwindigkeit war schätzungsweise zehnmal höher als die des Flugkörpers.

So kam es, daß sie verhältnismäßig schnell zum Ergebnis kamen und gleichzeitig zur Erkenntnis, daß ihre Berechnungen richtig waren: Der Flugkörper tauchte vor ihnen auf!

Die Superloge schickte einen Impuls zu Ramus zurück. Es gab eine sehr schwache Resonanz. Ramus hatte sie aufgenommen.

Er konnte die Zeit besser abschätzen als die Loge, für die der Faktor Zeit nur noch eine untergeordnete Rolle spielte.

Schließlich befanden sie sich mitten im Chaos.

Es gab keine Gelegenheit, gemeinsam mit Ramus die Schlußfolgerungen zu ziehen und die Entfernung abzuschätzen. Die Loge mußte sich um das Raumschiff kümmern.

Vorsichtig steuerte Quendolain das Potential in das Innere des Schiffes.

Das unbekannte Metall, aus dem das Schiff gefertigt war, zeigte bereits Spuren von den Einflüssen der Oxyd-Energien. Man konnte sie mit dem Wort Korrosion umschreiben.

Erfahrungsgemäß würde es nicht mehr lange dauern, bis sich das Metall ganz aufgelöst hatte.

Was geschah dann mit den Insassen des Schiffes?

Die Carmas! dachte Quendolain. Was sind das überhaupt für Wesen?

Sie blickte auf sie herab.

Das Raumschiff war nicht vergleichbar mit einem irdischen Schiff.

Es war in wabenähnlichen Zellen aufgebaut, mit der Zentrale im Mittelpunkt. Die einzelnen Waben ringsum hatten eine Doppelfunktion. Sie dienten nicht nur dem Privatleben der Besatzung,

der Energieversorgung und als Frachtbereich, sondern auch als Schutzwall. Die Zentrale konnte als autarke Einheit abgesprengt werden. Allerdings war die Zentrale allein nur bedingt manövrierfähig.

Dies waren die ersten Eindrücke von der Technik des Raumschiffes.

Bemerkenswert waren die Einrichtung und die Raumgestaltung: Es gab unglaublich komplizierte optische Einrichtungen. Hebelarme waren überlang und biegsam ausgestattet. Bedienungselemente bildeten ein optisch berauschendes Muster. Es gab keinen Quadratzentimeter ohne Schnörkel und Verzierungen.

Die Zentrale wirkte fast wie eine künstliche Tropfsteinhöhle, bei der allerdings jedes Teil optisch auf das andere abgestimmt war.

Wären die Carmas nicht selber anwesend gewesen und hätte Quendolain bezüglich der Einrichtung eine Vorstellung dieser Rasse erhalten wollen, wäre sie unweigerlich dem Irrtum verfallen, es mit feingliedrigen, überaus empfindlichen Riesen zu tun zu haben. Warum sonst hatten die Hebel eine solche Vielfalt und erinnerten einmal an Tentakel und zum anderen an Fühler? Warum gab es Sitzgelegenheiten, die wie dreifach vergrößerte Badewannen mit allerlei Zierrat anmuteten?

Die Carmas, die in der Zentrale verstreut lagen, hatten eine durchschnittliche Körpergröße von knapp einem Meter. Sie besaßen zwei stämmige, etwas zu kurz geratene Beine, auf denen sie sich anscheinend fortbewegten, während die vier Gliedmaßen in der vorderen Hälfte des Körpers eine Art »Arbeitsgliedmaßen« waren. Die Greifwerkzeuge waren sehr verschiedenartig. Quendolain dachte sofort an spezialisierte Androiden.

Ja, diese Theorie drängte sich ihr regelrecht auf: Das Raumschiff gehörte überhaupt nicht den Carmas! Deshalb war die Einrichtung nicht auf die körperlichen Bedürfnisse dieser Rasse abgestimmt.

Und: Die Carmas waren in Wirklichkeit künstliche Wesen, möglicherweise von den Erbauern des Raumschiffes geschaffen.

Quendolain beschäftigte sich zunächst näher mit der äußerlichen Erscheinung dieser Wesen.

Da dienten hornige Klauen als Greifwerkzeuge, doch gab es daneben auch Greiftentakel.

Es fiel die Ähnlichkeit mit den »Hebeln« auf! Sie waren teilweise gepaart bis fünffach angeordnet.

Am Kopfteil entdeckte Quendolain drei Augen, die im Dreieck angeordnet waren. Das oberste Auge unterschied sich von den anderen. Eine Folge des desolaten Zustandes, in dem sich die Carmas

befanden?

Quendolain brauchte Antworten auf ihre Fragen. Deshalb drang sie in das Gehirn des zunächst befindlichen Carmas ein.

Das Chaos von Oxyd hatte längst Einzug gehalten. Quendolain wurde davon empfangen.

Nein, in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit konnte sie nichts erfahren. Sie hätte zuerst den Wahnsinn bekämpfen müssen, wobei ihr natürlich wenig gedient war, wenn sie sich lediglich um eines der Wesen kümmerte.

Quendolain zog sich ein wenig zurück, betrachtete kurz die beiden anscheinend sehr beweglichen Fühler am Kopfende.

Die stämmigen Carmas besaßen keinen Hals. Ihre Haut war hornig und wirkte robust. Quendolain dachte unwillkürlich an die borstige Rinde einer knorrigen Eiche, da diese Haut mit warzenähnlichen Gebilden übersät war.

Die Körperfarben waren unterschiedlich. Sie tendierten von Schwarz über Braun, Dunkelrot bis Hellgrau.

Überaus häßlich, ja, abstoßend! schloß Quendolain ihre Betrachtungen ab. Das Schiff hingegen wirkte wie das genaue Gegenteil: verspielt, fantastisch, skurril, manchmal wie von einem Surrealisten gestaltet, manchmal wie von einem wahnsinnigen Ingenieur kreiert, aber mit unfaßbarer Technik ausgerüstet.

Das Schiff ist dem irdischen Standard weit überlegen, doch die Wesen wirken deplaziert und widerlich fremdartig.

Damit war natürlich kein Urteil gesprochen. Quendolain hatte nur ihre ersten Eindrücke gesammelt und entsprechend irdischen Klischees ausgewertet.

Etwa zwanzig Carmas befanden sich an Bord. Quendolain würde mit Hilfe der Superloge alles unternehmen, um sie zu retten. Auch wenn das Erscheinungsbild äußerst unsympathisch war und alles auf eine sehr negative Charakterstellung hinwies. Natürlich dachte Quendolain nicht bewußt so, aber sie spürte, daß sie noch immer von solchen Vorurteilen befangen war.

Hatten die Carmas das Schiff vielleicht sogar von einer höheren Rasse erobert? Vielleicht von ihren Schöpfern?

Quendolain verschob die Gedanken daran auf später und machte sich endlich an die Arbeit.

Die Loge mußte ihre vereinten Kräfte einsetzen, um das Raumschiff zu steuern. Ein Impuls zu Ramus.

Da erkannte Quendolain, daß die Entfernung inzwischen weitergeschrumpft war. Sie brauchten gar nicht viel zu tun. Das

Raumschiff näherte sich selbständig dem Lagerplatz. Sie brauchten es nur rechtzeitig abzubremsen und zur Landung zu zwingen.

*

Ramus wartete eine halbe Stunde, ehe der erste Impuls der Superloge kam. Er bestätigte erstaunt.

Leider konnte keine Kommunikation stattfinden.

Er rechnete aus. Bei etwa zehnfacher Geschwindigkeit der Loge war das Raumschiff nunmehr fünf Stunden unterwegs. Ihnen war es während der Logenarbeit nicht lange vorgekommen. Ein Beweis dafür, daß während der Logenarbeit der Begriff Zeit einen anderen Stellenwert einnahm.

Weiter: fünf Stunden rasender Flug, das bedeutete eine Entfernung von fünf- bis zehntausend Kilometern!

Eine Schätzzahl, mehr nicht, und das Schiff war auch noch unterwegs.

Ramus hockte sich nieder und beobachtete die Logenmitglieder. Sie lagen da wie tot, doch er spürte, daß sie lebten. Nur waren die Lebensfunktionen bis auf ein Minimum reduziert. Ihre Geister hatten die Körper verlassen und befanden sich auf der Reise.

Es schauderte ihn plötzlich. Der Vorgang kam ihm gespenstisch vor. Vor allem, wenn er sich vorstellte, daß er ebenfalls an der Logenarbeit teilgenommen hatte.

Er lehnte sich gegen einen Felsbrocken und blickte über die flache Ebene weit unter sich.

Dort sind wir wiederentstanden: Somar-Ellen und Ramus. Jetzt sind wir eine Einheit – eine glückliche Einheit. Wenn wir uns trennen wollen, dann gelingt das nur unzulänglich. Wir sind immer in untrennbarem Kontakt miteinander.

Wo ist der weibliche Körper von unserer Einheit geblieben? Wir haben den Verlust überhaupt nicht gespürt.

Ramus wandte kurz den Kopf und ließ seinen Blick über die Veränderten schweifen.

Es gab eine Antwort auf diese Frage, doch die gefiel ihm ganz und gar nicht.

War nicht nur eine begriffsmäßige Eroberung der Wirklichkeit erfolgt, sondern eine Teilanpassung von Oxyd – wie Quendolain es vermutete? Dann gab es ihre Körper überhaupt nicht mehr! Die Veränderten waren nichts anderes als Geister, die mit Oxyd im besonderen Kontakt standen. Ihr Wille, wieder Menschen zu werden,

hatte Körper-Illusionen entstehen lassen.

Alles war ein Selbstbetrug, mehr nicht.

Aber es war zu schlimm, um es anzuerkennen. Sie wollten es, wie es war, und fürchteten sich vor den Konsequenzen. Anstatt Oxyd partiell zu verändern, hätten sie sich wirklich anpassen sollen. Dann hätten sie sich vom Menschsein weiter entfernt, hätten jetzt aber schon das absolute Verständnis.

Möglicherweise auch die Möglichkeit, jegliche Katastrophe für immer zu unterbinden.

Ja, das war es, was die Zweifler zweifeln ließ. Das war es, was Gift in ihre Gedanken streute und Quendolain auf ihrem Thron bedrohte. Mehr und mehr wurde den Veränderten bewußt, daß sie praktisch in die falsche Richtung aufgebrochen waren, als sie ein Abbild der gewohnten Menschenwelt schufen. Als wahre Kinder von Oxyd wäre alles besser geworden.

Und wer hatte recht? Quendolain oder ihre Kritiker?

Ramus hatte sich noch nicht entschieden.

Sein Geist teilte sich in die Grundeinheiten. Somar-Ellen sagte: »Deine Gedanken sind unfair!«

»Wieso?« widersprach er. »Du weißt, was ich weiß. Es ist wichtig, sich damit auseinanderzusetzen. Vielleicht, um den bestehenden Verdacht entkräften zu können oder ihn zu bestätigen?«

»Und dann, Ramus? Siehst du, wir haben uns nun mal so entschieden, wie es Quendolain vorschlug. Ob der andere Weg richtiger gewesen wäre, kann niemand gültig entscheiden, weil wir uns diesen anderen Weg nicht einmal vorstellen können. Vielleicht wären wir dem Universum so weit entfremdet worden, daß wir die Kettenreaktion der bevorstehenden Katastrophen als Naturgesetz angesehen hätten. Stelle dir vor, wir hätten diese Katastrophen sogar beschleunigt, damit es am Ende nur noch Oxyd und – uns geben würde!«

Ramus erschrak, weil er wußte, wie recht Somar-Ellen hatte.

»Ja, doch um zu dieser Erkenntnis zu gelangen, ist es notwendig, das Für und Wider abzuwägen. Wir haben es getan und wissen nun, daß Quendolain recht hat.«

Somar-Ellen lachte belustigt. »So, wissen wir es wirklich? Wer kann denn behaupten, ob es besser ist, wenn das Universum bestehen bleibt und Oxyd neutralisiert wird? Ob es nicht doch besser wäre, das Universum vom Moloch Oxyd verschlingen zu lassen, um den ewigen Kreis vom Werden und Vergehen zu durchbrechen und einen neuen Anfang zu schaffen, der mit dem alten Zyklus nichts mehr gemein hat?

Das wäre eine neue Schöpfung.«

»Und wir wären darin die Götter, nicht wahr?« Diesmal lachte Ramus. »Nein, der Gedanke gefällt mir ganz und gar nicht. Wir sind viel zu unreif für die Götterrolle. Und außerdem: Zeigt nicht die gegenwärtige Situation, daß sich im Grunde genommen das Schicksal und nicht etwa Quendolain in unserem Namen entschieden hat? Die Anpassung an Oxyd war nicht weit genug fortgeschritten. Wir müssen es nehmen, wie es ist, ohne weiter darüber zu philosophieren – solange es Besseres zu tun gibt.«

Ihre Geister verschmolzen wieder zu einer Einheit. Somar-Ellen war Ramus, und Ramus war Somar-Ellen. Sie bewohnten gemeinsam den männlichen Körper des ehemaligen Hauptmanns der Grauen Garden.

Die Augen von Ramus richteten sich wieder auf die Ebene. Die Zeit verstrich unaufhaltsam. Von der Superloge war noch kein Impuls gekommen, seit sie das Raumschiff entdeckt hatte.

War etwas passiert?

Ramus kontrollierte die Körper der Supertreiber und Veränderten.

Alles in Ordnung.

Zeit ist vor allem auf Oxyd ein relativer Begriff – und im entscheidenden Maße für die Superloge.

Das war eine nicht sehr neue Erkenntnis, mit der sich Ramus beruhigte.

Und die Zeit verstrich weiter. Eine Stunde verging. Daraus wurden zwei Stunden.

Er rechnete aus und ging dabei von einer anfänglichen Entfernung von fünftausend Kilometern aus. Zwei weitere Stunden bedeuteten noch weitere zweitausend Kilometer, wobei natürlich die angenommene Mindestgeschwindigkeit ins Kalkül gezogen wurde.

Die Geduld von Ramus wurde noch auf eine harte Probe gestellt. Denn der nächste Impuls kam viel später.

Das Raumschiff und auch die Superloge waren nicht mehr weit. Die Umkreisung war perfekt.

Seine Rechnung: Mindestens zehntausend Kilometer. Aber dann hatte Quendolain unrecht, denn sie hatte angenommen, daß Oxyd wesentlich größer war.

Oder Geschwindigkeit und Zeit hatten außerhalb der sichtbaren Sphäre wiederum einen völlig anderen Stellenwert.

Ramus neigte zu dieser Ansicht und kam zu der Schlußfolgerung, daß sie über die Größe von Oxyd genausowenig wußten wie vordem.

Schließlich war Oxyd keine meßbare Materie, sondern ein scheinbarer Wirrwarr von unbeschreiblichen Energien, die aus dem

Nichts eine eigene Gesetzmäßigkeit entwickelt hatten.

Oxyd konnte tausend Kilometer im Durchmesser haben. Es konnten allerdings auch tausend Millionen sein!

*

Die Superloge hatte das Raumschiff fest im Griff – wie eine Riesenfaust.

Wie aus dem Nichts tauchten die Berge auf. Sie machten dem Inferno Platz und zwangen die Superloge, das Raumschiff zu verlangsamen.

Es gelang mühelos. Schließlich war es ihnen insgesamt zweimal gelungen, den unschätzbar großen Oxyd in eine andere Bahn zu zwingen. Dagegen war das Schiff weniger als ein Winzling.

Ohne Schaden zu nehmen, landete es am Fuße der Berge in der Ebene.

Inzwischen wußte Quendolain, wie sie es hinstellen mußte. Es gab Landeeinrichtungen, die jedoch allesamt defekt waren. Überhaupt gab es kaum etwas an der Außenhaut des Schiffes, das nicht beschädigt worden war.

Die Carmas befanden sich noch immer in einem Zustand der geistigen Umnachtung. Damit bewahrten sie sich vor dem tödlichen Wahnsinn.

Wie lange noch?

Quendolain wußte, daß sie etwas unternehmen mußte. Dennoch ließ sie vom Schiff ab und gab die Zügel frei. Die Logenmitglieder fanden ihre Körper und erwachten.

Auch diesmal zeigten sie kaum Erschöpfung. Eine Benommenheit beherrschte sie, die sie jedoch rasch überwanden. Sie richteten sich auf und wandten sich an Quendolain.

Ramus trat in ihre Mitte.

»Ich habe in all den Stunden über uns und unsere Rolle hier auf Oxyd nachgedacht.«

Quendolain verzog das Gesicht, was bedeuten sollte: »Schon wieder?«

Aber sie unterbrach Ramus nicht, sondern erlaubte ihm, seine Gedanken darzulegen.

Danach entbrannte eine heftige Diskussion.

Quendolain und Daktar tauschen einen Blick. Ihnen wurde klar, daß Ramus einen wichtigen Beitrag leistete. Das gegenseitige Vertrauen mußte wiederhergestellt werden.

»Wir haben uns für den Weg gemeinsam mit Quendolain entschieden und können nicht mehr zurück. Der einmal eingeschlagene Weg muß mit maximalen Anstrengungen beschritten werden. Zweifler müssen sich vor Augen halten, daß sie die Effektivität der Loge gefährden. Deshalb mein Vorschlag: Wer an der Wirksamkeit der Logenarbeit noch immer zweifelt, trotz aller Erfolge, den sollte Quendolain entlassen, ehe die Schwierigkeiten anwachsen. Die Entlassenen können sich von uns zurückziehen, um ihren eigenen Weg zu finden.«

Alle blickten sie in Quendolains Richtung, doch diese gab sich unbeteiligt und betrachtete den Boden vor ihren Füßen, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.

Ehe sie sich einmischte, wollte sie erst die Stimmen ihrer heimlichen Gegner hören.

Einer rief aus, als Quendolain nicht in seine Richtung blickte: »Und was sollen wir allein anfangen? Unser Menschsein aufgeben, um wieder zu einem Bestandteil von Oxyd zu werden? Ich glaube, das ist nun nicht mehr möglich. Wir sind bereits zu sehr unserem Wirklichkeitsmodell verhaftet.«

»Warum dann überhaupt noch diskutieren?« fragte Ramus ihn. »Wenn du das so genau erkannt hast, können wir doch weiterhin für Quendolain stimmen. Bedenke, daß sie niemanden gezwungen hat.«

»Sie hat uns überredet!«

»Und du und die anderen habt euch überreden lassen!« machte Ramus deutlich. »Ihr habt das Wirklichkeitsmodell, das Quendolain erarbeitet hat, freiwillig und dankbar angenommen. Und jetzt wollt ihr es wieder aufgeben. Nein, mein Lieber, das verspricht keine Vorteile, sondern Nachteile – für uns alle! Wir sitzen im gleichen Boot und müssen gemeinsam rudern, um an Land zu kommen. Ob es uns paßt oder nicht: Quendolain ist diejenige von uns, die am geeignetsten ist, den Takt zu bestimmen.«

Ein anderer warf ein: »Ich stimme für sie, ehe sie uns zwingt. Denn ihr bleibt in letzter Konsequenz nichts anderes übrig, ehe alles verlorengeht, was wir bisher erarbeitet haben.« Der Mann hob den rechten Arm. »Wer ist meiner Meinung?«

Zwanzig Arme folgten spontan. Dann stießen andere zögernd hinzu.

Ramus lächelte und votierte ebenfalls für Quendolain.

Der Kritiker von vorhin knurrte: »Wenn dies eine demokratische Abstimmung ist, bin auch ich damit einverstanden, aber nur, weil ich mich der Mehrheit beuge.«

Er sprang auf.

»Aber wenn Quendolain Druck ausüben sollte, votiere ich gegen sie. Hiermit sage ich deutlich, damit es niemand mehr vergißt: Ich stimme gegen Quendolain, falls sie sich als autoritäre Queen versteht. Gut, sie ist eine fähige Logenmeisterin, und wir müssen ihr folgen, weil wir nicht mehr anders können. Aber es muß eine Möglichkeit bleiben, sie abzusetzen, wenn es erforderlich wird. Und es muß die Chance eingeräumt werden, an ihrer Handlungsweise Kritik zu üben.«

Quendolain stand auf.

»Ich bin mit dem, was du forderst, hundertprozentig einverstanden, weil du recht hast. Ihr seid die Veränderten und meine Gefährten und nicht meine Untergebenen. Bei uns soll es keinen Befehl und Gehorsam geben wie bei den Grauen Garden, sondern wir sind mündige Mitglieder einer neuen Lebensgemeinschaft. Aber arbeite ich nicht schon immer in dieser Richtung? Warum sonst hätte ich euch vor jeder Entscheidung um Rat fragen sollen? Aus Unsicherheit? Habt ihr schon mal eine unsichere Queen gesehen?«

Ihre Anhänger jubelten. Die anderen blieben zurückhaltend.

»Ich verspreche es euch. Und noch etwas: Wenn es für einen Beschluß keine Mehrheit gibt, werde ich zurücktreten, selbst wenn es meiner Meinung nach um Leben und Tod geht. Weil ich nicht unfehlbar bin und das Beste für uns alle will.«

Es jubelte keiner. Stille breitete sich aus.

Centurio Claudette unterbrach das Schweigen: »Wäre nur jede Führerin so stark und gleichzeitig so einsichtig. Dann gäbe es keinen Max von Valdec und hätte es niemals einen Krieg gegeben.«

»Was für ein Unsinn«, rief Daktar aufgebracht dazwischen. »Begreifst du denn immer noch nicht, Claudette? Ein Führer ist immer nur eine Notlösung, und er ist nur dann etwas wert, wenn er den Gefährten jederzeit Rechenschaft ablegen kann. Seine Macht ist eine potentielle Gefahr, die kontrolliert werden muß. Er ist ein schlechter Ersatz für die Einigkeit einer Gruppe.«

Quendolain wandte sich ab, damit man nicht die Tränen in ihren Augen sehen konnte. Es war offenbar einfacher, ein neues Universum zu schaffen, als die menschliche Autoritätsgläubigkeit zu besiegen. Sie deutete mit dem ausgestreckten Arm zum Raumschiff.

»Nun sollten wir uns um unseren unfreiwilligen Gast kümmern!«

*

Sie stiegen den Abhang hinunter und begaben sich zu Fuß zum Raumschiff. Übergroß und skurril ragte es vor ihnen auf. Wie ein

metallener Fels, verwittert und mit seltsamen Verzierungen versehen.

Fast andächtig standen sie da und betrachteten das Gebilde. Nein, das konnte keine Menschenhand geschaffen haben. Es setzte eine völlig andere Denkweise und ein völlig anderes ästhetisches Empfinden voraus.

Ja, das war es: Man hatte beim Bau des Schiffes neben dem Nutzungswert auch ein erhebliches Maß an Ästhetik berücksichtigt.

Menschen war dies von jeher fremd gewesen. Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Vor allem in der Zeit ungezügelter Technisierung, die notwendig gemacht worden war durch die ständig schlimmer werdende Bevölkerungsexplosion. Da gab es Menschen in Überfluß, was den Wert des einzelnen in den Augen der Herrschenden erheblich herabsetzte. Da gab es Verschwendung auf der einen und Hunger auf der anderen Seite – nur um ein wirtschaftliches Gefälle zu erzeugen. Soziale Ungerechtigkeiten waren zum Motor eines fragwürdigen technischen Fortschritts geworden, von dem nur wenige profitierten!

Genau das erzeugte die Andacht in den vierzig Menschen: Sie wurden mit einem Ding konfrontiert, das andere Werte im Denken und Handeln voraussetzte. Es war ein Kunstwerk mit Nutzeffekt. Ein Gebrauchsgegenstand, der das Auge erfreute.

Doch dieses Kunstwerk hatte auch Nachteile. Es wurde ihnen sehr schnell bewußt.

Über die Ebene strich der Wind und fing sich in den Verzierungen und Verschnörkelungen. Die Folge war ein Kreischkonzert, gegen das die Geräuschkulisse in einem Spukschloß noch harmlos zu nennen war.

Die Veränderten blickten sich an.

Stand das nicht im krassen Gegensatz zueinander? Oder waren die Windgeräusche beabsichtigt und entsprachen nur nicht dem menschlichen Geschmack?

Quendolain weigerte sich, an das Konzert von hundert dieser Schiffe zu denken, die auf einem windigen Raumhafen standen. Eine Gänsehaut bildete sich auf ihrem Rücken.

Sie schritt auf den Eingang des Schiffes zu. Bei ihren Untersuchungen hatte die Superloge das Schiff so durchforscht, daß ihr kaum etwas verborgen geblieben war – außer der Funktionsweise einiger hochtechnisierter Einrichtungen.

Es gab keinen Bordcomputer mehr, denn sämtliche Systeme waren ausgefallen. Quendolain schickte einen Gedankenimpuls. Das genügte. Sie brauchte nicht einmal die Unterstützung der anderen.

Das Außenschott schwang auf und gab den Eingang frei.

Vierzig Veränderte traten ein.

Ihr Weg führte sie direkt in die Zentrale. Nur hier gab es die Carmas. Anscheinend hatten sie sich angesichts der tödlichen Gefahr alle dorthin zurückgezogen. Aber es war zu spät gewesen. Oxyd hatte sie nicht mehr aus seinen Klauen entlassen.

Jetzt, da sie die Carmas mit ihren menschlichen Augen sahen, erschienen ihnen diese Wesen noch erschreckender und noch abstoßender. Der Mensch hat eine natürliche Abneigung gegen warzige und borstige Haut, die zudem glänzt wie bei einem Reptil.

Quendolain überwand ihren Widerwillen und berührte einen der Carmas. Er fühlte sich kalt an wie eine Schlange.

Der Carma reagierte auf die Berührung mit wilden Zuckungen. Seine Kopffühler fingen an zu peitschen. Sie bewegten sich unglaublich differenziert. Das erstaunte die Veränderten.

»Wir müssen sie in die Wirklichkeit zurückrufen«, sagte Quendolain leise, »zumindest in unsere Wirklichkeit. Es geht nicht anders, als daß wir versuchen, einem von ihnen unser Wirklichkeitsmodell anzupassen. Es wird schwierig werden, und wir müssen sehr vorsichtig vorgehen. Nicht allein deshalb, weil diese Wesen möglicherweise gefährlich sind, sondern vor allem deshalb, weil die verschiedenartige Denkweise auch ein andersgeartetes Wirklichkeitsmodell voraussetzt. Wir wollen die Carmas schließlich nicht endgültig in den Wahnsinn stoßen.«

»Wie sind wir eigentlich auf den Begriff Carmas gekommen?« sinnierte einer laut.

Quendolain zuckte die Achseln. »Ein Begriff aus ihrer Sprache, nehme ich an. Beim ersten Kontakt waren sie lediglich desorientiert, aber noch nicht in diesem Zustand wie zur Zeit. Wir konnten ja sogar differenzierte Bilder von ihrer Welt aufnehmen. Das läßt mich auch hoffen, es mit unserem Denkmodell zu schaffen.«

Sie beschlossen, sich doch erst einem einzigen Carma zuzuwenden.

Dabei hätten sie wahrscheinlich den Kommandanten der Crew bevorzugt, doch es gab keinerlei Anhaltspunkte, woran man diesen erkennen konnte.

So blieb die Auswahl dem Zufall überlassen.

*

Es war eine mühsame Arbeit. Die chaotischen Gedanken des Carmas schienen nie mehr einer Ordnung unterworfen werden zu können.

Die Superloge, hier in der Raumschiffszentrale gebildet, ging sehr behutsam vor. Quendolain war wieder die Logenmeisterin. Sie dachte: Eigentlich verwunderlich, daß die Carmas in diesem Zustand sind, denn sie sehen doch überhaupt nichts von Oxyd, sondern haben um sich herum die vertraute Schiffsumgebung. Es gibt nur eine einzige gültige Schlußfolgerung: Oxyd schickte seine Energien in ihren Verstand! Also müssen wir diese Energien zunächst abschirmen.

Ein gar nicht so leichtes Unterfangen, wie sie sehr schnell feststellen mußten, denn die Oxyd-Energien waren ihnen so vertraut geworden, daß sie praktisch nicht unterscheiden konnten, ob ihr Schirm jetzt wirkte oder nicht.

Aber es gab ein gutes Barometer dafür: die Reaktionen des Carmas!

Plötzlich wurde er ruhiger. Sein Geist war weit entrückt, jenseits der Wirklichkeit. Wie bei einem Autisten oder gar bei einem geistig Umnachteten; doch die Oxyd-Energien beunruhigten ihn nicht mehr.

Erst jetzt konnte die Loge mit der eigentlichen Befreiungsarbeit beginnen.

Sie schickte Bilder von der kahlen Ebene in den Verstand des Carmas, von den Bergen, von den Höhlen, vom gelandeten Raumschiff. Es waren sehr genaue und detaillierte Bilder.

Nachdem dies geschehen war und der Carma nicht in gewünschter Weise darauf reagierte, übermittelten sie ihm einfach das Bild der Zentrale. Dabei ließen sie auch nicht die anderen Carmas aus, die bewußtlos herumlagen und deren Verstand sich auch in einem Zustand der geistigen Umnachtung befand.

Die erste Resonanz.

Etwas wie Erschrecken.

Natürlich war es kein echtes Erschrecken, sondern lediglich das rassische Äquivalent dazu. Von der Loge wurde diese Reaktion nur mit einer solchen Interpretation bedacht.

Jetzt bemühte sich der Carma selber, in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Die Superloge analysierte, sondierte, analysierte abermals, paßte sich an, durcheilte die Gehirnwindungen des fremdartigen Wesens und suchte Spuren der Übereinstimmung gewisser Bewußtseinsinhalte.

Er gab keine Übereinstimmungen.

Die Carmas hatten eine Vorstellungswelt, die sich grundlegend von der menschlichen unterschied.

Genauso verschieden waren auch sie!

Das einzige, was der Superloge zu tun blieb, war die Suche nach Ähnlichkeiten in der Realität.

Das Universum war überall den gleichen physikalischen Gesetzen unterworfen. Bei aller Verschiedenheit der Lebewesen und der ökologischen Strukturen auf den belebten Welten gab es Dinge, die überall gleich sein mußten.

Wo der Carma herkam, mußte es beispielsweise Wind und Stürme geben. Licht und Schatten. Inferno und Stille …

Der Schock war für den Carma so groß, daß sein Verstand sofort wieder ins Vergessen flüchtete.

Die ganze Arbeit der Loge war umsonst!

Und das war auch ein Schock für die Loge.

Quendolain, unterstützt von den Logenmitgliedern, überlegte: Was hat den Carma schockiert?

Die Antwort lag auf der Hand: Inferno und Stille!

Sie dachten an die bizarre Form des Raumschiffs und an das Heulen des Windes, der sich in den Verzierungen fing und ein schauriges Konzert erzeugte.

Der Carma empfand die Disharmonie dieser Geräuschkulisse nur deshalb nicht, weil er absolut taub war!

Und zwar nicht nur der einzelne Carma, der vor ihnen lag, sondern darüber hinaus alle seine Rassegenossen!

Dann mußten sie auch stumm sein. Jedenfalls waren sie unfähig, differenzierte Laute wie Sprache zu erzeugen.

Und dann führten sie ein solches Schiff?

Die Carmas mußten einfach eine Verständigungsmöglichkeit untereinander haben.

Quendolain schlußfolgerte: Es ist relativ einfach, mit seinen fremdartigen Gedanken umzugehen, wenn man keine erschreckenden Bilder erzeugt oder etwas wie die Wahrnehmung von Schall bei einem völlig tauben Wesen. Gibt es bei ihnen Telepathie?

Ein neuer Ansatzpunkt. Die Superloge begann wieder von neuem. Doch als sie sich der Telepathie zuwandte, erzeugte sie in dem Carma etwas wie Erstaunen. Natürlich, er kannte zwar Telepathie, doch war sie für ihn nicht das übliche Veständigungsmittel. Aber was sonst?

Es dauerte lange, bis die Superloge Antwort auf ihre Fragen fand: Die Carmas waren teiltelepathisch begabt. Sie konnten auf telepathischer Ebene Gefühle austauschen, mitteilen oder einfach auf sich aufmerksam machen.

Und dann die Sensation für die Supertreiber: Die Verständigung erfolgte über die beiden beweglichen Fühler!

Von den drei Augen am Kopfteil dienten zwei dem normalen Sehen. Sie waren ähnlich angeordnet wie bei einem Menschen. Also

ermöglichten sie auch räumliches Wahrnehmen.

Das dritte Auge konnte unabhängig von den beiden anderen bewegt werden. Es hatte eine spezielle Funktion: Bei einer Unterhaltung zwischen zwei Carmas richtete sich das »Hörauge« – zwar ein paradoxer Begriff, aber in diesem speziellen Fall durchaus zutreffend – auf die Fühler des »Sprechenden«!

Dieses »Hörauge« konnte weder Entfernungen schätzen, noch war es zusätzlich zu den anderen beiden Augen einsetzbar. Es reagierte lediglich auf Bewegungen, die es zum Gehirn des Carmas übertrug und dort analoge Begriffe erzeugte. Mit anderen Worten: Die Carmas stellten mittels ihrer unglaublich beweglichen Fühler einen Analogspiegel ihrer Umwelt dar, der im Gehirn des Aufnehmenden wieder die analogen Begriffe und Bilder entstehen ließ.

Kein Wunder, daß die Superloge Schwierigkeiten besaß, den Carma zu verstehen, da diese Wesen gewissermaßen auf zwei Ebenen dachten: in Bildern und in Analogbegriffen, die von ihnen ebenfalls wie Bilder tatsächlicher Vorgänge begriffen wurden!

Die Superloge mußte passen. Ihr Verstand war an menschliche Denkmodelle gewöhnt und außerstande, die Denkweise eines Carmas in letzter Konsequenz zu begreifen. Das menschliche Denken war zu sehr vom menschlichen Sprachbegriff geprägt, der sich grundlegend von dem der Carmas unterschied.

Die Veränderten schufen deshalb ein abstraktes Übertragungsmodell, indem sie die Analogbegriffe wie gesprochene Worte empfanden.

Auf dieser Basis war sogar eine Verständigung zwischen Carmas und Supertreibern möglich!

Als der Carma die Augen öffnete und sie mit einem scheinbar glühenden Blick bedachte, waren viele Stunden vergangen.

Eine unglaubliche Arbeit lag hinter ihnen. Eine normale Loge hätte es überhaupt nicht durchhalten können.

Die Veränderten waren nicht einmal erschöpft, denn der erzielte Erfolg erfüllte sie mit Stolz.

Vor allem hatten sie eines gelernt: Die Carmas waren überhaupt nicht so greulich wie ursprünglich vermutet.

Dafür sah es umgekehrt ganz anders aus: Für den Carma waren sie die Beherrscher von Oxyd, und Oxyd war gerade dabei, ein ganzes Volk zu vernichten!

*

Sie wußten es aus der Erinnerung des Carmas und konnten seine Reaktion durchaus verstehen.

Während der Zeit ihrer Beratungen und ersten Versuche, Oxyd zu begreifen, war sehr viel Zeit verstrichen. Nachdem die Versetzung aus dem Milchstraßenzentrum gelungen war, hatte Oxyd Kurs auf das »Drei-Sonnen-System« genommen. Ein seltsamer Begriff, der zu den Carmas paßte. Jedenfalls hatte die Superloge das dazu passende Analogbild in dieser Art übersetzt.

Das Drei-Sonnen-System war in Gefahr. Es zog Oxyd an wie ein Magnet.

Die Carmas hatten es sehr früh entdeckt und sofort Maßnahmen ergriffen.

Es war ein hochentwickeltes Volk, das sich bislang aus den Diskussionen um die Zukunft der Menschheit herausgehalten hatte.

Ja, die Kunde von der Gefahr durch die Kaiserkraft war sogar schon bis hierher gedrungen.

Eine schmerzliche Erkenntnis für die Veränderten, daß inzwischen ernsthaft erwogen wurde, die Menschheit auszurotten, weil sie für die Völker der Galaxis eine ständig wachsende Gefahr darstellte.

Seit ihrer unfreiwilligen Begegnung mit Rorqual war viel passiert.

Den Carmas waren die Menschen und deren Schicksal mehr oder weniger gleichgültig gewesen. Kein Wunder, denn sie hätten so weit außerhalb der Milchstraße niemals mit Auswirkungen der sogenannten Kaiserkraft gerechnet.

Dabei waren die Milchstraße und vielleicht sogar das Universum längst durch die ständigen Kaiserkraftexperimente und auch durch Nebenwirkungen der Kaiserkraftschiffe in Gefahr.

Und jetzt Oxyd!

Denn Oxyd war ebenfalls eine Folge eines Kaiserkraftexperiments!

Für die Carmas besonders tragisch, da die Kompliziertheit der Sonnenzyklen ohnedies für eine gewisse Labilität sorgte. Ein aus drei Sonnen und mehreren Planeten bestehendes System konnte sich nur hier draußen, außerhalb der Sternenballungen, behaupten.

Dennoch mußten auf den Planeten unmenschliche Bedingungen herrschen. Deshalb sahen die Carmas auch so aus.

Sie waren diesen Bedingungen angepaßt, ja, sie waren darin entstanden.

Ein krasser Widerspruch zwischen Umwelt und Rassenbewußtsein. Die Häßlichkeit ihrer Natur und ihrer Welt hatte die Carmas zur übersteigerten Ästhetik getrieben. Die Schönheit aller künstlichen Formen waren der Ausgleich für die Tristheit ihrer Heimatwelten.

Das sprach allen menschlichen Erfahrungen völlig entgegen.

Menschen hätten in einer solchen Umgebung mit Sicherheit anders reagiert.

Falls sie überhaupt in der Lage gewesen wären zu überleben – was nicht nur Quendolain bezweifelte.

Der Carma betrachtete sie voller Verachtung. Zwar waren ihm keinerlei Gefühlsregungen anzumerken, doch die Superloge empfing seine Gedanken.

Und der Carma dachte: »Ihr Menschen seid die größte Gefahr, die das Universum kennt. Das zeigt allein schon die Existenz dieser Welt. Und ihr seid Menschen. Ihr könnt uns nichts vormachen mit eurer falschen Freundlichkeit. Ihr habt Oxyd hergesteuert, um die Carmas auszurotten. Doch ein Kurier ist unterwegs, um, die anderen Völker der Galaxis von eurem schändlichen Unternehmen in Kenntnis zu setzen. Ich verspreche euch eines: Wenn wir untergehen, werden die Entitäten endlich handeln und die Menschheit ebenfalls vernichten.

Mit dieser Tat habt ihr deutlich genug bewiesen, daß ihr es nicht wert seid zu überleben!«

Die Superloge schwieg. Sie hätte den Carma dazu zwingen können, seine Meinung zu ändern, aber es war unmöglich, alle Carmas zu überzeugen.

Sie lebten auf einundzwanzig Planeten. Milliarden von Lebewesen, die allesamt zum Tode verurteilt waren durch Oxyd – durch die Schuld jener, die Oxyd zu dem gemacht hatten, was er jetzt war.

*

Der plötzliche Sprung der Sphäre durch Weltraum II zum System der Carmas war auch für die beobachtende Entität überraschend gekommen. Sie hatte mit ihren besonderen Sinnen erspüren können, wie die Menschenwesen in der Sphäre mit ihren PSI-Kräften den Kurs unter ihre Kontrolle zwangen.

Der Entität als Kollektiv Jahrmillionen währender Arterinnerungen fiel es schwer, sich eine Rasse als Masse einzeln denkender oder handelnder Individuen vorzustellen. Für die Entität überwog in der Betrachtung immer das Gemeinsame, die Art Verbindende. Die Menschen hatten bisher bewiesen, daß sie zu jeder tieferen Einsicht in kosmische Zusammenhänge moralisch und intellektuell unfähig waren. Wenn aber die Handlungsweise der Menschenwesen in der Sphäre auf moralischer Einsicht beruhte, auf dem Willen, die Gefahr der Sphäre von der Milchstraße abzuwenden?

Als die Entität die neue Position von Oxyd bestimmt hatte und dort eintraf, war es für seine Warnung an die Carmas bereits zu spät. Das Planetensterben hatte schon begonnen. Die Entität beobachtete weiter. In dieser Situation mußten sich die moralischen und intellektuellen Fähigkeiten der Menschenwesen in der Sphäre beweisen. Das Drei-Sonnen-System wurde zum Prüfstein der Menschheit …

ENDE

Als Band 65 erscheint in der nächsten Woche:

»Die Lebensbringer«

von Erno Fischer

Wieder steht ein unbeteiligtes Sternenvolk durch die Kaiserkraft-Experimente der Menschheit vor der Vernichtung. Doch wenn die Carmas untergehen, wird dies ein Signal für alle Intelligenzen der Galaxis sein, die terranische Gefahr ein für allemal zu beseitigen. Noch wissen die Carmas nicht, daß es gegen Oxyd keine Verteidigung gibt. Unaufhaltsam treibt die mörderische Energiesphäre auf ihr Planetensystem zu. Nur die Veränderten unter Queen Quendolain können die Katastrophe noch aufhalten. Sie entschließen sich zu einem unglaublichen Unternehmen. Sie wollen DIE LEBENSBRINGER werden, um die Schuld Terras zu tilgen. Aber die Chancen stehen schlecht, und die Entitäten warten ab … DIE LEBENSBRINGER sind die letzte Chance der Menschheit und die einzige Hoffnung der Carmas.